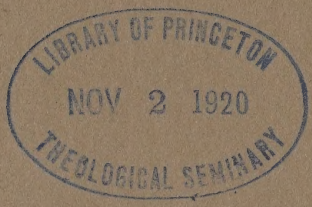
BL2550
.H13



Division BL2550

Section .H13

Darstellungen

aus dem Gebiete

der nichtchristlichen Religionsgeschichte.

XIV.

Die Religion des mittleren Amerika.

Von

Konrad Haebler.

Münster i. W. 1899.

Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung.

LIBRARY OF PRINCETON
NOV 2 1920
THEOLOGICAL SEMINARY

Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte. (XIV. Band.)

Die

Religion des mittleren Amerika.

Von

Konrad Haebler.

Münster i. W. 1899.

Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung.

Vorwort.

Indem ich die nachfolgende Darstellung der centralamerikanischen Religion der Öffentlichkeit übergebe, bin ich mir der Schwierigkeiten und Unvollkommenheiten vollkommen bewußt, mit denen mein Unternehmen zu kämpfen hatte. Es ist bisher zweimal der Versuch unternommen worden, die Religionen des mittleren Amerika darzustellen. H. H. Bancroft hat im 3. Bande seiner Native races of the Pacific states of North America nicht viel mehr gegeben, als eine kritiklose Zusammenstellung dessen, was über jede einzelne mythologische Persönlichkeit oder Legende in Quellenschriften und in späteren Bearbeitungen gesagt worden ist. Dieses Material hat er weder zu durchdringen noch zu verarbeiten vermocht, und ich halte seine Arbeit für beinahe wertlos. Wesentlich höher steht die Leistung von A. Réville, der die erste Hälfte des 2. Bandes seiner Histoire des réligions den Mexikanern und Mittelamerikanern gewidmet hat. Eine Reihe von Resultaten, zu denen Réville durch seine Forschungen gelangt ist, dürfen als dauernd gesichert gelten, und werden von keinem seiner Nachfolger vernachlässigt werden können. Allein gegen die Gesamtheit seiner Darstellung müssen doch gewichtige Bedenken erhoben werden. Auch Révilles Quellen bilden ausschließlich die Berichte der spanischen Chronisten und Missionare. Ich brauche nur den Namen Sahaguns zu nennen, um zu zeigen, welch unendliche Fülle unschätzbaren Materiales wir auf diesem Wege erhalten haben. Was uns von den Äußerlichkeiten der mittelamerikanischen Religionen überliefert worden ist, gestattet uns weite Gebiete des alten Kultes vor uns wiederaufleben zu lassen, und es kann nicht fehlen, daß sich daraus wertvolle Rückschlüsse auf die alten Religionen selbst ergeben. Wie wenig aber die Spanier des 16. Jahrhunderts imstande gewesen sind, in das eigentliche Wesen dieser Religionen einzudringen, geschweige denn, die Grundlagen zu erkennen, auf denen sich die mittelamerikanische Mythologie aufbaut, dafür ist gerade Sahagun trotz der außerordentlichen Reichhaltigkeit seines Werkes ein sprechendes Beispiel. Wenn wir nur auf die spanischen Quellen angewiesen wären, würden wir niemals über die unvollkommene Erkenntnis mancher Einzelheiten der alten Religionen hinausgelangen, und wir würden stets Gefahr laufen selbst in diesen von den mißverständlichen und voreingenommenen Auffassungen der alten Schriftsteller irre geführt zu werden. Um in das Wesen der alten Religionen tiefer

einzudringen, galt es, sich reinere Quellen zunutze zu machen, als die gefärbten Berichte der Conquistadoren und Missionare, es galt die Altertümer und die Handschriften der centralamerikanischen Völker sprechen zu machen. Dieser Zweig der Amerikanistik steckt bekanntlich noch in den Kinderschuhen; aber es ist in den letzten fünfzehn Jahren mit großem Eifer von einer Reihe von verdienstvollen Forschern auf diesem Gebiete gearbeitet worden, und ihnen verdanken wir es, daß wir heute einen ersten Versuch wagen können, einen vollkommen neuen Weg einzuschlagen, um in das innerste Wesen der centralamerikanischen Religion einzudringen. Epochemachend sind hier die in einer Reihe umfänglicherer Bücher und in zahlreichen Aufsätzen niedergelegten Forschungen von Eduard Seler über die aztekische Religion gewesen, auf denen ein großer Teil der folgenden Darstellung beruht. Ich wüßte kaum einen Nahuatl-Forscher, der neben ihm ernstlich in Betracht käme. Auf dem Gebiete der Maya-Forschung sind wir leider noch um ein gutes Stück gegen das Aztekische zurück. Zwar haben Förstemann und Schellhas in Deutschland, Brinton und Thomas in Amerika auch da in der neuesten Zeit energisch vorwärts gearbeitet, und nach und nach erringt sich die Erkenntnis von der Einheit der centralamerikanischen Kultur auch unter den Mayaforschern immer mehr Anhänger; allein die folgende Darstellung wird in schmerzlicher Weise bekunden, wie die verhältnismäßige Dürftigkeit der Quellen und die ungleich größeren Schwierigkeiten ihrer Ausnutzung den Umfang unseres Wissens beschränken.

Immerhin glaube ich, eine Darlegung der centralamerikanischen Religion wagen zu dürfen. Die neuen principiellen Standpunkte, die neuen Wege der Forschung und das bisher auf ihnen Gewonnene geben uns gegenüber den Darstellungen der Vorgänger ein vielfach verändertes, überall neu begründetes Bild von der Religion Mittelamerikas, und wenn wir auch hoffen, daß die fortschreitende Forschung recht viel neues Licht auf diese Gegenstände bringen möge, so ist doch ein Umstürzen des bisher Gewonnenen nicht zu befürchten. Und in dem Sammeln und Sichten der Einzelheiten, mit dem die Forschung sich bisher beschäftigt hat, geht der Blick für das Ganze zu leicht verloren, als daß es sich nicht lohnen sollte, wieder einmal mit dem Versuche einer Gesamtdarstellung zu zeigen, wie einerseits unsere Erkenntnis fortgeschritten ist, und wo sie anderseits vor allem noch der Ergänzung und Vertiefung bedarf.

Dresden im März 1899.

K. Haebler.

I. Die Götter.

1. Der mittelamerikanische Kulturkreis und seine Religion.

Als Kolumbus auf seiner vierten Reise auf der Insel Guanaya im Golfe von Honduras rastete, sah er eines Tages zu seinem lebhaften Erstaunen ein großes Ruderboot über das Meer daherkommen. Als es angehalten wurde, zeigte es sich, daß es nicht weniger als 23 Mann an Bord hatte, die unter einem Sonnendache die Mitte des Bootes einnahmen, während Vorräte und Waren das Vorder- und Hinterteil füllten. Die Indianer waren nicht wie die Karaiben der Inseln armselige halbnackte Gesellen, sondern die Männer waren mit dem Lendenschurze, die Frauen sogar mit langen, den ganzen Körper verhüllenden Gewändern bekleidet. Das war die erste Berührung zwischen Europäern und den Eingebornen des mittelamerikanischen Kulturkreises, denn jenes Boot war eine Handelsbarke, die von einer Küstenstadt von Yukatan den Märkten von Tabasco zustrebte. Aus den Gesten der Indianer — durch die Dolmetscher vermochte man sich nicht mit ihnen zu verständigen — entnahmen die Begleiter des Kolumbus die Aufforderung, ihre Fahrt nach Nordwesten zu richten, wo sie zivilisierte Völker und blühende Städte antreffen würden. Hätte Kolumbus ihren Rat befolgt, so hätte er das Reich Montezumas entdecken können. Allein der Admiral zog aus den Umständen, daß die Kauffahrer keinerlei edle Metalle weder an ihrer Gewandung noch unter ihren Vorräten führten, und daß ihnen die Kakaobohnen die Stelle eines Wertmessers ersetzten, den etwas voreiligen Schluß, daß Gold und Silber weder

in der Heimat noch in dem Reiseziele der Kauffahrer in reichlicherem Maße vertreten sein könnten, und so entließ er die Indianer, ohne nähere Erkundigungen von ihnen eingezogen zu haben, und wandte sich selbst, seinem ursprünglichen Plane folgend, nach Osten und Süden, an der Küste Mittel-Amerikas entlang nach einer Durchfahrt zu dem jenseitigen Ozean suchend. So entschwand, kaum entdeckt, das Kulturgebiet den Europäern aufs neue aus den Augen.

Als das Jahr, in welchem die Eingebornen von Yukatan das erste Auftreten der Christen in ihrer Heimat zählten, gilt das Jahr 1511. Damals scheiterte ein Schiff, durch welches Nuñez de Balboa für seine Kolonie von Darien Nachschub und Vorräte aus Santo Domingo holen lassen wollte, auf den Felsenriffen in der Nähe von Jamaica. Die Besatzung vermochte zwar sich in ein Boot zu retten; allein der Sturm verschlug sie an die Küste von Yukatan, und dort wurde ein Teil der Schiffbrüchigen von den Eingebornen sofort getötet und verspeist, und der Rest zu gleichem Zwecke gefangen gehalten und gemästet. Doch gelang es einigen der Gefangenen, die Wachsamkeit ihrer Wärter zu täuschen, und bei dem benachbarten Häuptling, zu dem sie flüchteten, fanden sie eine freundlichere Aufnahme. Allein anstatt den Eingebornen die Segnungen europäischer Kultur zu vermitteln, sanken die Flüchtlinge auf das Kulturniveau ihrer Beschützer herab; der eine wird verdächtigt, den Indianern später im Kampfe gegen seine Glaubensgenossen als Führer gedient zu haben. Der andere, Geronimo de Aguilar, wurde dem Cortes ausgeliefert, als dieser in Tabasco landete, und hat als Dolmetscher und Berater weiterhin dem Eroberer von Mexiko wertvolle Dienste geleistet.

Dem Zuge des Cortes waren zwei andere, von Diego Velazquez, dem Gouverneur von Cuba, ausgerüstete Entdeckungsfahrten vorausgegangen, und der früheren von diesen, die 1517 unter dem Befehle des Juan de Grijalba stand, gebührt eigentlich das Verdienst, die ersten bestimmteren Nachrichten von der Existenz eines zivilisierten Volkes in dem mittelamerikanischen Ländergebiete heimgebracht zu haben. Sie hatte Yukatan von der nordöstlichsten Spitze bis in das Mündungsgebiet des Usumacinta umfahren, und war nur durch die Feindseligkeit der dortigen Eingebornen an der Fortsetzung ihrer Entdeckungen verhindert worden. Im folgenden Jahre nahm Alfonso Fernandez de Cordoba die Entdeckungen wieder auf. Er drang südöstlich bis

Cozumel vor, ist aber gleichfalls dort umgekehrt, und hat die ganze Küste des aztekischen Reiches bis nach Panuco hinauf recognosciert, ohne daß ihm die Haltung der Eingebornen eine Festsetzung gestattet hätte. Seine eingehenderen Berichte von einem mächtigen, hochkultivierten Reiche gaben den unmittelbaren Anstoß zu dem Zuge des Cortes, dessen waghalsige Tapferkeit in zwei Jahren erbitterter Kämpfe das Reich Montezumas dem spanischen Zepter unterwarf.

Vor dem Glanz und Reichtum, den die Spanier in Mexiko antrafen, verloren sie das erste Ziel ihrer Fahrt, Yukatan, bald aus den Augen. Zwar hat Cortes im Jahre 1526 die Halbinsel da, wo sie sich an das Festland anschließt, durchquert, und von ihm ist der Anstoß noch ausgegangen, der nach mehrfachen mißglückten Versuchen zur Unterwerfung auch dieses Gebietes geführt hat. Allein die Spanier waren in einem solchen Maße geblendet von den Wundern, die sie in dem Reiche der Azteken antrafen, daß mehr als ein halbes Jahrhundert verging, ehe man der Kultur von Yukatan, das an materiellen Schätzen freilich gegen Mexiko unendlich ärmer war, eine größere Aufmerksamkeit schenkte. Damals sind dann allerdings einzelne spanische Geistliche bereits zu der Überzeugung gelangt, daß sie in Yukatan die Reste einer alten Kultur vor sich hatten, die derjenigen des aztekischen Reiches nicht nur ebenbürtig, sondern in den meisten Beziehungen sogar wesentlich überlegen war. Allein der Umstand, daß Yukatan dauernd eine entlegene und verhältnismäßig arme Provinz blieb, während auf dem Boden von Mexiko sich rasch ein lebhaft pulsierendes, von den natürlichen Bedingungen des Landes mächtig gefördertes neues Staatsgebilde entwickelte, hat dahin gewirkt, daß selbst die wenigen Berichte, welche der Mayakultur von Yukatan einigermaßen gerecht wurden, bis auf unsere Tage in dem Staube der spanischen Archive geruht haben, und daß man ihrer neben dem, was über Mexiko geschrieben wurde, kaum gedachte. So ist es gekommen, daß man Jahrhunderte lang von dem Kulturreiche von Mexiko, von der Religion der Azteken, von der Gesittung der Nahuavölker gesprochen hat, und damit das Wenige, was man von Yukatan wußte, als ein Anhängsel mit gemeint hat. Wo von mexikanischer Kultur die Rede war, da dachte man ausschließlich an die Entwickelung des Aztekenreiches von Mexiko-Tenochtitlan, und in

diesem sah man den Höhepunkt der autochthonen Kultur auf dem Boden des nördlichen Amerika.

Da entdeckte zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts ein spanischer Offizier, Antonio del Rio, der zu Vermessungen in das südliche Mexiko abgeordnet wurde, in den Urwäldern an der Grenze von Chiapas und Guatemala die Ruinenstätte, die heute mit dem Namen Palenque bezeichnet wird. Sein an die spanische Regierung gesendeter Bericht ist erst ein Vierteljahrhundert später an die Öffentlichkeit gedrungen, und es mutet uns heute sonderbar genug an, wenn wir die eigentümlichen Spekulationen lesen, zu denen er den Anlaß gab. Allein das Aufsehen, das er erregte, war bedeutend, und alle die wissenschaftlichen Expeditionen, die seit den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts in die inneren Provinzen Mittel-Amerikas in stets rascherer Aufeinanderfolge entsandt worden sind, gehen in ihrem letzten Grunde zurück auf die Fabelbotschaften, welche über das Huehuetlapallan des del Rio in die Welt gesetzt worden waren. Wenn man bedenkt, daß seitdem Hunderte von Ruinenstätten derselben Kultur aufgedeckt worden sind, und daß trotzdem noch alle paar Jahre die Welt durch die Kunde neuer wunderbarer Entdeckungen in demselben Gebiete überrascht wird, so gewinnt man eine Vorstellung davon, welche Bedeutung diese alte mittelamerikanische Zivilisation zur Zeit ihrer Blüte besessen haben muß.

Es hat noch lange gedauert, ehe man sich darüber klar wurde, daß man es in diesen Altertümern mit etwas Neuem, Unbekanntem zu thun hatte. Der Name Huehuetlapallan (das alte Rotland), mit welchem man die Ruinen von Palenque belegte, zeigt, daß man sie mit der Urgeschichte der Azteken in Verbindung brachte, und noch heute heißt offiziell die Mayahandschrift der Pariser National-Bibliothek, der Codex Peresianus, Manuscrit Mexicain No. 2. Der erste, der sich eingehender mit den Maya-Altertümern beschäftigt, und in zahlreichen Schriften die Kenntnis davon verbreitet hat, daß sie etwas Selbständiges, von der Nahua-Kultur der Azteken ethnographisch und linguistisch deutlich Unterscheidbares darstellen, ist der französische Missionar Abbé Brasseur de Bourbourg gewesen. Den unstreitigen Verdiensten, die er sich dadurch erworben hat, daß er zuerst nicht nur den monumentalen Resten allein seine Aufmerksamkeit zugewendet, sondern auch deren Zusammengehörigkeit mit den einzigen uns erhaltenen Maya-Handschriften erkannt, und diese

beiden Gruppen wieder mit den sprachlichen Forschungen über die älteren und die noch jetzt lebenden Mayaidiome in Verbindung gebracht, und endlich zur Erklärung von alledem zuerst die meist nur handschriftlich erhaltenen Berichte der alten spanischen Missionare und Beamten herangezogen hat, steht freilich der gewichtige Fehler gegenüber, daß er vollkommen außer stande war, den langsamen und mühseligen Weg der methodischen wissenschaftlichen Sichtung und Ergründung dieses Quellen-Materiales einzuschlagen. Er hat mit einem kühnen Griff den Knoten zu zerreißen gesucht, den er nicht lösen konnte, und hat mit phantastischen Spekulationen das in die Mayakulturreste hineingedeutelt, was er aus ihnen herauszulesen wünschte. Leider hat dieses Beispiel mehr als einmal Nachahmer gefunden. Dieser Umstand, und die Sorglosigkeit, mit welcher die Berichte Brasseurs und seiner gleich veranlagten Nachfolger bis auf den heutigen Tag noch vielfach von den minder gewissenhaften Forschern nicht einfach als das, was sie sind, — vollkommen grundlose Spekulationen — über Bord geworfen, sondern immer wieder zur Beurteilung der Maya-Altertümer herangezogen werden, hat nicht wenig dazu beigetragen, die Lösung des großen Rätsels aufzuhalten, welches die Mayakultur der amerikanistischen Forschung aufgiebt.

Obwohl Bedeutendes auf dem Gebiete der Mayaforschung in den beiden letzten Jahrzehnten geleistet worden ist, so sind wir doch noch immer weit von dem endlichen Ziele entfernt. Die wenigen Mayahandschriften sind in vorzüglichen Reproduktionen dem Studium allgemein zugänglich gemacht worden; in dem Riesenwerke der Biologia Centrali-Americana haben wir meisterhafte Darstellungen des architektonischen und skulpturellen Könnens der Mayakünstler erhalten, und ein von Jahr zu Jahr sich mehrender Schatz mit minutiöser Genauigkeit abgenommener Inschriften harrt der Entzifferung. Eine Reihe von Forschern, die sich für ihre Aufgabe sorgsam wissenschaftlich vorbereitet haben, ist in einer beträchtlichen Anzahl von Monographien den einzelnen Problemen der Mayakultur zu Leibe gegangen, und hat dieselben teils endgiltig gelöst, teils doch einer Lösung wesentlich näher geführt. Aber freilich die Lesung der Maya-Hieroglyphen, eines der Grundprobleme der ganzen Forschung, ist leider, so oft auch das Gegenteil schon behauptet worden ist, noch immer nicht ermöglicht. Nur der kalendarische Teil, das Zahlensystem

und die Zeichen einzelner Götter sind uns verständlich geworden; die eigentlichen Texte sind noch immer für uns stumm.

Trotzdem hat die Forschung eine ganze Reihe wertvoller wissenschaftlicher Thatsachen gesichert. So wenig es berechtigt ist, nach den überraschenden Entdeckungen auf dem Gebiete der Mayakultur noch fernerhin von einer mexikanischen Kultur im Sinne einer aztekischen zu sprechen, so wenig würde es berechtigt sein, an Stelle der einen vorkolumbischen Zivilisation deren zwei zu setzen. Die Mayavölker haben offenbar in alter Zeit, wie sie dies noch heute thun, eine linguistische Familie gebildet, die unter sich in viele kleinere Zweige gespalten, doch eine deutliche Verwandtschaft erkennen läßt, und sich klar von dem gleichfalls in mehrere Gruppen zerfällten Stamm der die Nahua-Sprache redenden Völker unterscheidet, denen die Azteken und ihr Reich von Mexiko-Tenochtitlan zugehörten. Diese Scheidung der Maya von den Nahua bleibt nicht auf das sprachliche Gebiet beschränkt; sie erstreckt sich auch auf manche kulturelle Errungenschaften, vor allem auf die Schrift. Wenn es uns auch noch nicht gelungen ist, den Schlüssel zu deren Lesung wiederzufinden — den nach den Angaben der spanischen Quellen einzelne Missionare im 16. Jahrhundert besessen haben sollen —, so ist uns diese Schrift doch ein wertvolles Erkennungszeichen dafür, welche Altertümer wir der Maya-Kultur, welche wir derjenigen der Nahua zuzusprechen haben. Denn ebenso wie sich die eigenartigen Schriftzeichen der Maya in allen Mayagebieten, von Yukatan bis Chiapas und von Honduras bis in die Altos von Guatemala, wenn auch bei den einen weit verbreiteter, als bei den andern vorfinden, ebenso schreiben alle Nahua-Völker in der vorwiegend durch die aztekischen Bilderhandschriften bekannt gewordenen wesentlich abweichenden Weise. Ich glaube, man darf mit vollkommener Sicherheit diejenigen Völkerschaften, deren sprachliche Zugehörigkeit nicht ohne weiteres deutlich ist — so besonders die Zapoteken und die ihnen sprachlich verwandten Volksstämme, — demjenigen Kulturkreise und derjenigen großen Sprachfamilie zusprechen, deren Schrift sie schreiben.

Die materielle Kultur der Maya und der Nahua war aber eine so vielfach übereinstimmende, daß wir ohne die Hilfsmittel der Sprache und der Schrift schwerlich eine tadellose Scheidung beider Familien würden bewerkstelligen können. Wohl waren die Maya als Baumeister und als Bildner den Nahua auch in

ihren vollkommensten Erzeugnissen unzweifelhaft überlegen; aber es fragt sich noch sehr, ob die im Vergleich mit der großen Menge der Mayamonumente recht bescheidene Zahl von hervorragenderen Denkmälern des Nahuagebietes lediglich durch einen verschiedenen Grad ihrer künstlerischen Fertigkeiten bedingt war. Was auf diesem Gebiete in beiden Kreisen geleistet worden ist, bekundet eine unverkennbare Verwandtschaft. Eine solche bekunden auch die Handschriften, wenn man von der Verschiedenheit der Schriftzeichen absieht. Dieselben sind zu einem erheblichen Teile rituell-kalendarischen Inhalts, und weisen neben astronomischen und kalendarischen Aufzeichnungen vielfach bildliche Darstellungen auf. Nun ist aber nicht nur die Grundlage des ganzen Kalendersystems allen mittelamerikanischen Völkern gemeinsam, trotz ihrer ausgeprägten Eigentümlichkeit — sie rechneten neben dem Sonnenjahre von 365 Tagen mit einem Ritualjahr, dem tonalamatl, von $13 \times 20 = 260$ Tagen —, sondern selbst die Namen der einzelnen Tage zeigen eine zweifellose Übereinstimmung. Auch die figürlichen Darstellungen bekunden, trotz unverkennbarer stilistischer Verschiedenheit, eine weitgehende Übereinstimmung. Nicht nur die symbolische Andeutung gewisser schwer darzustellender Dinge — wie Tempel, Wälder, Gewässer — ist ihnen gemeinsam, sondern die Übereinstimmung geht so weit, daß bestimmte Göttergestalten bei den Maya wie bei den Nahua durch dasselbe willkürlich gewählte Merkmal — z. B. eine schwarze Linie quer durch das Gesicht — charakterisiert wurden. Einzelheiten dieser Art werden uns weiterhin noch vielfach zu beschäftigen haben. Hier ist nur deßhalb darauf hingewiesen worden, um den Beweis zu liefern, wie enge, trotz sprachlicher Unterschiede, die Verwandtschaft der mittelamerikanischen Völker ist, so daß man unzweifelhaft berechtigt ist, die Maya- und Nahuastämme mit all ihren Verzweigungen unter dem Begriffe eines mittelamerikanischen Kulturkreises zusammenzufassen.

Die Frage nach der Entwickelung dieser Kultur ist heute noch ein vielumstrittener Punkt der amerikanistischen Wissenschaft. Sie scheint mir aber auch für die Entwickelung der religiösen Ideen bedeutsam genug, um mit einigen Worten den Standpunkt, den ich in bezug darauf einnehme, klarzustellen und zu rechtfertigen.

Als die Spanier den Boden von Mexiko betraten, trafen sie die aztekische Kultur in einer zum mindesten scheinbaren Blüte

an, während die Kultur der Maya daneben bereits so verblaßt war, daß sie ihnen zunächst ganz entging und auch weiterhin niemals zu vollem Bewußtsein gekommen ist. Die Mittelpunkte der jeweiligen Kulturbereiche waren für die aztekischen Nahua das Hochthal von Mexiko, für die Maya das nordöstliche Yukatan. Diese beiden Kultur-Centren sind für die Frage nach dem relativen Alter resp. nach der gegenseitigen Beeinflussung der beiden Kulturen belanglos. Die Azteken wußten ganz genau, daß sie als einer der jüngsten — d. h. der am spätesten der Kultur teilhaftig gewordenen — Zweige der Nahua-Familie in ihre gegenwärtigen Wohnsitze eingewandert waren, und nannten in allem, was höhere Gesittung anlangte, ein anderes, älteres, aber angeblich stammverwandtes Volk, die Tolteken, als ihre Lehrmeister. Auch die Maya von Yukatan bewahrten in ihren dürftigen geschichtlichen Überlieferungen die Erinnerung daran, daß sie erst verhältnismäßig spät ihre Wohnplätze in der Halbinsel eingenommen hatten, und zwar glaubten sie, aus den benachbarten westlichen Küstenlandschaften, etwa aus dem Usumacinta-Gebiete, dahin eingewandert zu sein. Daß die Mayakultur von Yukatan keine autochthone, auf dem Boden der Halbinsel entwickelte gewesen ist, konnte man aus manchen Einzelheiten erschließen. Die Thatsache ist neuerdings durch angestellte Ausgrabungen vollkommen bestätigt worden, indem man bei diesen bis auf die untersten Ablagerungsschichten hinab die Erzeugnisse einer und derselben Kultur angetroffen hat, die keinerlei Entwickelung erkennen läßt, sondern von Anfang an als etwas Fertiges auftritt.

Wir müssen uns demnach nach einer anderen Heimat für die Mayakultur umsehen, und diese ist unschwer zu finden. Die tiefer gelegenen Landesteile von Mittelamerika westlich von Yukatan vom Rio de Chiapas am Golf von Mexiko bis zum Rio Motagua an der Bai von Honduras weisen Hunderte von Ruinenplätzen auf, die unzweifelhaft der Mayakultur angehören, und deren Denkmale im Vergleich mit denen von Yukatan, obwohl unter einander nicht durchaus einheitlich, doch übereinstimmend den Charakter eines höheren Alters und einer gediegeneren Blüte aufweisen. Auch in Yukatan lagen einzelne Mayastätten bereits in Trümmern, als die Spanier dahin kamen; von den großartigen und ausgedehnten Tempelstädten des Hinterlandes aber war keine einzige mehr bewohnt, als Cortes vorbeizog; sie waren vielmehr selbst den Eingebornen, die dermalen das Land bevölkerten, in

solchem Maße fremd geworden, ihrem Gedächtnis so völlig entschwunden, daß sie die Spanier, die eifrig nach allen Eigentümlichkeiten des Landes forschten, kaum eine Tagereise weit entfernt an den Ruinen von Copán vorbeiziehen ließen, die heute das berechtigte Erstaunen der ganzen gebildeten Welt erregt haben. Es geht also daraus hervor, daß die Mutterkultur der Maya von Yukatan schon vor der Ankunft der Spanier an den Stätten ihrer höchsten Vollendung der Vernichtung anheim gefallen war, und zwar schon vor so langer Zeit, daß die damals lebende Generation keine Erinnerung daran bewahrte.

Nun sind zwar an den Ruinenplätzen des mittelamerikanischen Festlandes noch keine so systematischen Ausgrabungen veranstaltet worden, daß wir uns von ihrer Entwickelung eine klare Vorstellung machen könnten. Daß dieselbe einer langen Zeit bedurft haben muß, geht aus der erstaunlichen Kunstfertigkeit hervor, welche die alten Baumeister und Bildner trotz ihrer überaus primitiven Hülfsmittel erlangt haben. Nun waren zwar wohl die Maya von Yukatan die direkten Erben einer voll ausgebildeten Kultur, deren Höhe sie kaum wieder erreicht, jedenfalls nicht übertroffen haben. Es gab aber in der weiteren Nachbarschaft, besonders in dem anstoßenden Hochlande von Guatemala noch zahlreiche andere Mayastämme, deren Kultur, obwohl an sich gewiß nicht verächtlich, doch weit zurückstand hinter derjenigen des Tieflandes, wie sie uns in den großen Tempelruinen entgegentritt. Diese Stämme könnten wohl auch, wie die Maya von Yukatan, die Nachkommen des Kulturvolkes der Tieflande sein, und nur unter dem ungünstigen Einflusse der veränderten geographischen Gegebenheiten eine rückläufige Kulturentwickelung genommen haben. In diesem Falle müßten sie aber unbedingt bis ins einzelne dieselben Grundlagen ihrer Kultur erkennen lassen, wie dies zwischen den Maya von Yukatan und vom Usumacinta so unverkennbar der Fall ist. Davon aber ist in den Hochländern nichts zu spüren. Ihre Mythologie, von der wir etwas reichlichere Überreste überkommen haben, scheint vielmehr darauf hinzuweisen, daß ihre religiösen Vorstellungen, von den dem mittelamerikanischen Kulturkreise überhaupt gemeinsamen Vorstellungen ausgehend, eine eigene Entwickelung genommen hatten, deren Ausgangspunkt jedenfalls nicht der entwickelte Kultus gewesen sein kann, der uns in den Tempeln von Palenque, von Menche, von Tikal, von Copán und von Quiriguá entgegentritt.

Die Lostrennung der Maya-Stämme des oberen Guatemala von denen des Tieflandes muß demnach vor der Ausbildung der spezifischen Kultur der letzteren, also vor verhältnismäßig langer Zeit, erfolgt sein. Nun haben aber auch die Stämme von Guatemala, übereinstimmend mit denen des Tieflandes, die eigenartige Kunst der Mayaschrift gekannt, wie ihre bemalten und beschriebenen Thongefäße beweisen, und sie haben auch denselben komplizierten Kalender gekannt, welcher Gemeingut der mittelamerikanischen Kulturvölker ist. Diese kulturellen Errungenschaften gehören demnach einer Vergangenheit an, die außerordentlich weit zurückliegt.

Es fragt sich nun, ob wir imstande sind, die Kultur der Nahuavölker ähnlich weit in die Vergangenheit zurück zu verfolgen. Wir sind aus aztekischen Quellen quantitativ bei weitem besser über die ältere Geschichte der Nahua-Stämme unterrichtet, als über diejenige der Maya, wenn auch die Überlieferung vielfach einen wenig überzeugenden und begründeten Inhalt hat. Sie führt aber lediglich die Kulturerrungenschaften auf das Reich der Tolteken zurück, dessen wirkliches Alter zwar schwer bestimmbar ist, das aber jedenfalls keiner sonderlich hohen Vergangenheit angehört. Den Namen führt die Toltekenkultur angeblich von der Stadt Tula im Nordosten von Mexiko. Allein die von Desiré Charnay dort veranstalteten Ausgrabungen haben zwar Reste umfänglicher Bauten bloßgelegt aber keineswegs solcher, die eine höhere oder auch nur eine der aztekischen ebenbürtige Kultur erkennen lassen. Die Überzeugung, daß unter dem Namen der Tolteken nicht die alten Einwohner von Tula gemeint sein können, wird heute wohl von allen Spezialforschern geteilt; aber während die einen die ganze Tolteken-Überlieferung als eine unhistorische beiseite schieben, sind andere noch immer bemüht, den Namen mit einem der erkennbaren Kulturmittelpunkte Central-Amerikas in Verbindung zu bringen. Es wäre die einfachste Lösung der Rätsel, wenn man die Tolteken mit den Maya identifizieren könnte. Auch bei diesen wird unter dem Namen Tula wenn auch nicht eine bestimmte Stadt, so doch eine ganze Gattung von Städten bezeichnet, die als Kulturmittelpunkte gelten. Und ebenso kommt der Name Nonohualco, mit dem später die Küste der Usumacinta-Gegend bezeichnet wird, in den Überlieferungen beider Völkergruppen vor. Allein dem steht die doppelte Schwierigkeit entgegen, daß die Tolteken in der

Überlieferung der Nahua stets als ein Volk ihrer Sprache, ihrer Verwandtschaft angesehen werden, und daß alles, was von ihnen berichtet wird, auf die nördlichen Nachbargebiete des nachmaligen Aztekenreiches hinweist.

Was nun die Ruinenstätten des Nahuagebietes anlangt, so steht zunächst so viel fest, daß sie fast alle, und zwar sowohl diejenigen, welche als die ältesten galten, wie Teotihuacan und Cholula, als auch diejenigen, welche die höchste künstlerische Bethätigung der Nahuarasse darstellten, wie Xochicalco, Papantla und andere, zur Zeit der Eroberung noch bewohnt waren. Sicher wissen wir nur von dem im Zapotekenlande gelegenen Mitla, daß es schon vor der Ankunft der Spanier zerstört worden ist; aber dieses Ereignis gehörte erst den letzten Jahrzehnten vor der Entdeckung Amerikas an, und die Kultur von Mitla ist zwar eine eigenartige, aber kaum eine archaische. Trotzdem ist sie für die Frage nach dem Ursprung der mittelamerikanischen Zivilisation insofern bedeutungsvoll, als sie unwiderleglich beweist, daß die Kultur der Nahuavölker des Südens eine höhere war, als diejenige der nördlicheren Stämme. Dieser Nachweis, den Seler in seinem Werke über Mitla mit eingehenden Untersuchungen begründet hat, dient ihm als Stütze der Behauptung, daß die mittelamerikanische Kultur überhaupt von den Zapoteken und den benachbarten Stämmen herausgebildet worden sei, und sich von dort einerseits über das Gebiet der Maya, anderseits über das der Nahua ausgebreitet habe.

Den historischen Beweis dafür vermag ich nicht als erbracht anzusehen. Die zapotekischen Handschriften sind für uns allerdings bis jetzt kaum weniger stumm, als diejenigen der Maya. Gewiß aber ist, daß sie in der unentwickelteren Schreibart der Nahua, und nicht in der komplizierteren der Maya abgefaßt sind. Es will mir nicht wahrscheinlich erscheinen, daß, wenn die Zapoteken die Erfinder von Schrift und Kalender gewesen wären, der unzweifelhaft Jahrhunderte alte Fortschritt der Maya in dieser Kunst, trotz fortdauernder nachbarlicher Beziehungen, ganz ohne Rückwirkung auf die Mutterkultur geblieben sein sollte. Dagegen erscheint es vollkommen erklärlich, daß die Zapoteken, als eine der ältesten Nahua-Nationen, die mit der Mayakultur in Berührung gekommen sind, von diesen das Kalendersystem und manche andere Errungenschaften unmittelbar übernahmen, und den stamm-

verwandten Völkern gegenüber als deren Übermittler dienten, die Kunst der Schreibung aber infolge des eigenen niedrigeren Kulturniveaus nicht sofort in ihrer höchsten Entwickelung sich anzueignen vermochten, sondern sich zunächst im Anschluß an das bei den Maya Gesehene eine vereinfachte, für ihre zeitigen Bedürfnisse ausreichende Art der Schreibung ausbildeten. Der Zusammenbruch der benachbarten Mayakultur, der wahrscheinlich eine Folge des Vordringens der Nahua-Stämme war, hat dann einer weiteren Kulturbeeinflussung ein Ende gemacht, und bewirkt, daß die Zivilisation in der von den Zapoteken gegebenen Form Gemeingut der Nahua-Völker geworden ist.

Ein Bestätigung für diese Auffassung bietet die aztekische Wandersage. Darnach sind alle Nahua-Stämme aus den „sieben Höhlen“ (Chicomoztoc) hervorgegangen, und zwar unter den ältesten die Zapoteken und Mixteken, neben diesen aber auch die Huaxteken. Diese letzteren sind jedoch überhaupt kein Nahua- sondern ein Maya-Volk, das aber nach Norden versprengt, im Bereiche der Nahuakultur liegt. Es ergiebt sich daraus, daß diese Wandersage mehr den späteren thatsächlichen Verhältnissen angepaßt und weniger eine bestimmte geschichtliche Erinnerung war. Wenn sie aber in dieser Eigenschaft die Zapoteken (übrigens auch die Tolteken) als Stammesgenossen kennt, so spricht das wenig dafür, daß diese die Träger einer der Zeit der nahuatlakischen Einwanderung vorausgegangenen Kultur gewesen seien.

Ich nehme also an, daß die mittelamerikanische Zivilisation ursprünglich ein Produkt der Mayastämme in den Tieflanden von Chiapas und Guatemala gewesen sei. Die ersten Nahua, die zunächst vielleicht in freundschaftlich nachbarliche Beziehungen zu den Maya traten, waren die Zapoteken, die sich viele Errungenschaften ihrer Kultur aneigneten. Das heftige Nachdrängen zahlreicher Nahuastämme führte aber weiterhin zu kriegerischen Zusammenstößen, in denen die von einer verfeinerten Lebensart entnervten Maya überwunden wurden, und das Feld räumen mußten. Das brachte, Jahrhunderte vor der Ankunft der Spanier, ihre Kultur in der alten Heimat nicht nur zum Stillstande, sondern ließ sie verschwinden. Die flüchtigen Mayastämme retteten die Reste derselben nach Yukatan, wo sie noch einmal eine, wenn auch kaum gleich hohe Nachblüte erlebte. Unterdeß breitete sich die von den Zapoteken vermittelte Kultur unter den Nahua aus, bei denen

sie zur Zeit der spanischen Eroberung einen Kulminationspunkt erreicht und wahrscheinlich auch schon überschritten hatte.

Diese Auffassung würde vielleicht in der Geschichte der religiösen Vorstellungen des mittelamerikanischen Kulturkreises eine wesentliche Stütze finden können, wenn wir über die Religion der verschiedenen Mayastämme ausreichend unterrichtet wären. Das ist aber leider nicht der Fall. Die Angaben der spanischen Chronisten sind überaus dürftig im Vergleich zu dem, was sie uns von den Azteken überliefern, und während es in bezug auf die letzteren glänzend gelungen ist, die Übereinstimmung herzustellen zwischen dem, was uns die Quellen berichten, und dem, was uns in den aztekischen Bilderschriften entgegentritt, sind auf dem Gebiete der Mayaforschung die hervorragendsten Forscher noch immer darüber verschiedener Meinung, welcher Gott der Überlieferungen gemeint sein könne mit derjenigen Götterfigur, die in den Handschriften den breitesten Raum einnimmt. Und während die einen aus Anlaß der überaus zahlreichen Analogien zwischen der Maya- und Nahua-Mythologie die letztere, besser erforschte, zum Ausgangspunkte nehmen zur Erforschung der ersteren, verpönen dies andere als einen unheilvollen Irrweg.

Die Gemeinsamkeit der Grundlagen der religiösen Vorstellungen bei den Maya und Nahua ist eine nicht zu leugnende Thatsache, und wenn wir auch nicht bei jeder einzelnen Götterfigur die Entwickelung durch beide Kulturen hindurch gleichmäßig zu verfolgen imstande sind, so rechtfertigt es sich doch nicht, wie es bisher meist geschehen ist, die beiden religiösen Systeme getrennt zu behandeln. Es wird allerdings nicht zu umgehen sein, öfter auf die Verschiedenheiten in den Anschauungen beider Gruppen, auf die Besonderheiten in den Vorstellungen einzelner Stämme zurückzukommen; in ihrer Gesamtheit aber kann man die Mythologie des mittelamerikanischen Kulturkreises als eine einheitliche ansehen und demgemäß darstellen.

Die Religion Mittelamerikas ist im wesentlichen aus der Verehrung der Naturerscheinungen hervorgegangen. Der Indianer der Urzeit betrachtete die gesamte ihn umgebende Natur als von demselben Geiste beseelt, der in ihm lebte. Er sah in den Tieren des Feldes, in den Bäumen des Waldes, in den Bergen und in den Gewässern lebende Wesen, wie er selbst eins war. In Südamerika hat sich daraus unter besonderen Verhältnissen bei den einen ein Kultus der Gewässer (in Bogotá), bei den anderen ein

Steinkultus (im vorinkanischen Peru) entwickelt. Im mittleren Amerika sind die roheren Naturkulte vor einer höheren Gesittung verschwunden. Aber die Erinnerungen an verschiedene Formen derselben finden sich auch dort verbreitet. Bäche und Seen als solche sind allerdings nicht mehr mit göttlichen Ehren bedacht worden; aber das Wasser in seinen verschiedenen Wirkungen, als wohlthätiges und als Verderben bringendes Element, spielt in den Religionen des mittelamerikanischen Kulturkreises und über dessen Grenzen hinaus eine hervorragende Rolle. Auch der Steinkultus hat seine Reminiscenzen hinterlassen, indem man die Höhlen der Berge als besonders geheiligte Stätten ansah und zu einer Gottheit des felsigen Erdinneren, dem „Herzen der Erde" betete.

Den breitesten Raum unter diesen archaischen Vorstellungen beansprucht aber der Tierkultus. Der alte Indianer war sich auf der niedersten Kulturstufe des prinzipiellen Unterschiedes zwischen Mensch und Tier nicht bewußt. Er sah in dem nützlichen Tiere ebenso sehr seinen guten Freund, als in seinen Mitmenschen, und er verfolgte den feindlichen Menschen in derselben Weise und mit denselben Gefühlen wie ein schädliches Tier. Führte ihn das letztere dahin, den erlegten oder gefangenen Feind ebenso zu verspeisen, wie das erlegte Wild, so begründet sich in ersterer Auffassung das über die pacifische Küste Amerikas bis in das Kulturgebiet hinein verbreitete System der Totems, der stammheiligen Tiere, die als die Urväter betrachtet wurden. In ihrer ursprünglichen Form sind auch diese Bräuche in Mittelamerika nicht mehr vertreten; aber wie die Anthropophagie als ritueller Brauch auch bei den Azteken noch bestand, so erinnert auch die Rolle, welche der Coyote in der Schöpfungssage einzelner Stämme spielt, noch sehr an ähnliche Traditionen ihrer uncivilisierten nördlichen Nachbarn. Und auf denselben Urgrund hat man wohl auch die in ganz Mittelamerika verbreitete umfängliche Tiersymbolik zurückzuführen, von welcher noch weiterhin die Rede sein wird.

Die mittelamerikanische Religion ist ausgesprochen polytheistisch. Es wird allerdings von den Maya behauptet, daß sie unter dem Namen Hunabku (der Eine Herr) einen Gott verehrt hätten, der über alle anderen erhaben gedacht worden sei, zu erhaben, als daß er im Bilde hätte wiedergegeben werden können. Er sei der eigentliche Schöpfer und Erhalter des Weltalls gewesen, und die ältesten Götter seien seine Kinder. Er sei unkör-

perlich und unsichtbar gewesen, und aus diesem Grunde sei ihm auch kein äußerlicher Kultus geweiht worden. Es wäre ja an sich nicht unmöglich, daß die priesterliche Weisheit der Maya sich durch die Vielgestaltigkeit ihrer Gottheiten hindurchgearbeitet hätte zu dem Glauben an eine einheitliche göttliche Gewalt, die das Wesen all ihrer einzelnen göttlichen Erscheinungen ausmachte. Allein wir dürfen nicht aus dem Auge verlieren, daß diejenigen, die uns von dem einigen Gotte Hunabku berichten, eben jene spanischen Missionare sind, welche auf Schritt und Tritt in den Mythen der Indianer Anklänge an die christliche Religion suchten, und bald die Dreieinigkeit, bald den Teufel, bald den Apostel Thomas, bald das Sakrament der Taufe, bald das der Beichte wiederzuerkennen glaubten. Sehr verdächtig wird der Bericht dadurch, daß er gleichzeitig erzählt, Hunabku habe einen von einer Jungfrau geborenen Sohn, den Itzamna, gehabt, der natürlich, wie jener mit Gott dem Vater, mit Jesus Christus in Parallele gestellt wird. Ich glaube vielmehr, daß Hunabku derselbe Gott ist wie Hunahpu, und daß dieser Name, wie Seler wahrscheinlich gemacht hat, gleich Hun ahau, der eine Herr, zu deuten ist. Hunahpu aber ist, wie sich weiterhin zeigen wird, nur eine Form des Sonnengottes.

Besser begründet ist, was uns von Nezahualcoyotl, dem vorletzten Könige von Tezcuco berichtet wird. Dieser Fürst soll sich gegen die offizielle Religion durchaus skeptisch verhalten haben. Er habe deshalb auch niemand zur Anbetung der Landesgötter gezwungen, sondern in seiner Hauptstadt all den Göttern Tempel errichten lassen, die unter seinen Unterthanen verehrt wurden. Er selbst aber habe zu keinem von allen diesen gebetet, sondern nur ohne priesterliche Vermittelung den einen Gott verehrt, der alles erschaffen und alles erhält.

Solche Regungen des Skepticismus erscheinen durchaus verständlich, wenn man den wirren Wust mythologischer Vorstellungen mit der verhältnismäßig hohen materiellen Kultur des vorkolumbischen Mittel-Amerika vergleicht. Sie ändern aber nichts an der Thatsache, daß die eigentliche Religion der Maya wie der Nahua eben der Polytheismus war, der uns in der einheimischen wie in der spanischen Überlieferung entgegentritt.

Den Maya wird von den ersten Spaniern, die mit ihnen in Berührung kamen, nachgesagt, daß die Zahl der von ihnen verehrten Götter nur eine verhältnismäßig beschränkte gewesen sei.

Diese Behauptung findet eine scheinbare Bestätigung durch die Maya-Handschriften, in denen einer der gewissenhaftesten Forscher nur 14 verschiedene Gottheiten zu entdecken vermocht hat, und von diesen stehen noch einige in so engen Beziehungen zu einander, daß es sehr fraglich erscheint, ob wir es wirklich mit verschiedenen Gottheiten, oder nur mit verschiedenen Erscheinungsformen eines und desselben Gottes zu thun haben. Andrerseits erscheint die Zahl der Mayagötter wesentlich höher, wenn man alle die in den Quellenberichten vorkommenden Namen von solchen zusammenstellt. Daß die so gewonnene Vielheit den wirklichen Verhältnissen nicht entspricht, ergiebt sich allerdings auch schon aus der alten Überlieferung. Die Maya waren zur Zeit der Eroberung in eine größere Zahl von kleinen Staaten resp. Staatengruppen zersplittert, deren Zusammenhang im Laufe von Jahrhunderten eines unabhängigen Neben-Einander-Bestehens sich so gelockert hatte, daß nicht nur die materielle Kultur, sondern auch die Mythologie und der Gottesdienst bei jedem derselben eine eigenartige Entwickelung genommen hatte. Es waren nicht nur die Namen der Götter bei den verschiedenen Stämmen verschieden, sondern es war auch deren Wesen und Erscheinung landschaftlichen Modifikationen unterworfen. Da nun aber die Berichte über ihre religiösen Vorstellungen zu verschiedenen Zeiten unabhängig von einander durch verschiedene Personen aufgenommen worden sind, und zwar ziemlich dürftig und unzuverlässig, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir die große Anzahl der uns übermittelten Namen von Mayagöttern nicht mehr auf ihre ursprüngliche nicht eben große Zahl von Grundbegriffen zurückführen können. Daß das eigentliche Wesen der Gottheiten bei den verschiedenen Stämmen des Mayavolkes trotzdem ein und dasselbe war, das wird uns gleichfalls von den alten spanischen Missionaren bestätigt.

Etwas anders liegt die Sache im Kreise der Nahua-Stämme. Ihre Zerklüftung war weder geringer noch ihre Entfremdung weniger kenntlich als bei den Maya. Wir finden so bei den Zapoteken, bei den Mixteken und bei anderen Nahua-Völkern Religionssysteme, deren Übereinstimmung mit demjenigen der Azteken von Mexiko-Tenochtitlan sich gleichfalls nur auf die Grundzüge beschränkt, während Namen und Erscheinungsformen gleichfalls so weit voneinander abweichen, daß es da, wo die Überlieferung eine dürftige ist, vielfach nicht gelingt, den Parallelismus im einzelnen nach-

zuweisen. Trotzdem ist aber die Zahl der Götter, die bei den Azteken verehrt wurden, und über die wir verhältnismäßig gut unterrichtet sind, wesentlich größer als bei den Mayavölkern. Sahagun zählt in dem Bruchstücke des aztekischen Textes, welches Seler im 4. Bande der Veröffentlichungen des Museums für Völkerkunde veröffentlicht hat, nicht weniger als 30 aztekische Gottheiten auf und beschreibt eingehend deren Attribute. Und dabei fehlen in dieser Liste noch immer Götter, deren Namen und Wesen aus anderen zuverlässigen Berichten bekannt sind, und von vielen dieser 30 Gottheiten kennen wir oft 2—3 Erscheinungsformen unter abweichenden Namen.

Ein analoger, wenn auch nicht ein gleicher Vorgang ist es allerdings auch hier, der diese Vielheit begründet. Es sind thatsächlich alles Götter, die im Reiche von Mexiko-Tenochtitlan, vielleicht sogar sämtlich in der Hauptstadt selbst verehrt wurden. Urprünglich aztekische Gottheiten brauchen und können sie trotzdem nicht alle sein. Das Reich Montezumas war bekanntlich ein Konglomerat einer beträchtlichen Anzahl stammverwandter ursprünglich aber politisch durchaus von einander unabhängiger Staaten. Jeder derselben blickte auf eine ziemlich weite Vergangenheit zurück, in welcher er eine gesonderte Existenz besessen, eigenartige Bahnen der Entwickelung durchgemacht hatte. Und jeder von ihnen hatte mindestens einzelne spezifische Gottheiten. Nun war aber die Fühlung zwischen diesen kleinen Staatengebilden stets eine sehr enge gewesen; in den jüngsten der Eroberung voraufgegangenen Jahrhunderten hatte fast immer einer oder der andere unter den verwandten Stämmen eine Führerrolle, eine Vormachtstellung in einem größeren oder geringeren Teile des Gesamtgebietes der jüngeren Nahua-Völkerschaften ausgeübt. Dabei waren wiederholt Reiche zertrümmert, und aus den Resten verschiedener Stämme neue politische Gemeinwesen gebildet worden. Schon dadurch erklärt es sich, daß wir gelegentlich in ein und demselben Staate zwei und mehr Gottheiten antreffen, die offenkundig von ein und derselben Grundvorstellung ausgegangen sind.

Die letzten unter den führenden Stämmen, die Acolhua von Tezcuco und die Azteken von Mexico-Tenochtitlan, hatten es aber geradezu zu einem Grundsatze ihres politischen Systemes gemacht, auch den Göttern ihrer Bundesverwandten und der von ihnen unterworfenen Völkerschaften einen Platz in ihrem offiziellen Kultus

einzuräumen. Nicht allein so oft eine neue Provinz dem Machtbereiche dieser Vormächte einverleibt wurde, wanderten die Angesehensten aus der Priesterschaft der nationalen Götter in die Hauptstadt der Centralmacht, um dort deren Verehrung einzuführen, sondern es ereignete sich nicht selten, daß man schon dann den Göttern eines fremden Stammes im eigenen Lande Tempel errichtete, wenn man mit diesem nur erst in nähere Berührung trat, und eventuell seinen Anschluß an den Staatenbund zu befördern wünschte, — gleichsam als wenn man im voraus auch die fremden Götter sich freundlich stimmen wollte.

Daß eine beträchtliche Anzahl der in Tenochtitlan verehrten Götter auf solchen Wegen dahin gelangt ist, läßt sich noch direkt beweisen. Ihr provinzieller Ursprung war dem Bewußtsein der Generation noch nicht ganz entschwunden, welche die spanische Eroberung erlebte, oder er verriet sich noch durch Besonderheiten in der Tracht, in den Attributen, in der Form der Verehrung. Im Laufe der Zeit war wohl bei einzelnen Gottheiten die Gemeinsamkeit der Grundvorstellungen wieder soweit zur Anerkennung gelangt, daß die verschiedenen Stammesbezeichnungen nur noch als verschiedene Namen einer und derselben Gottheit empfunden wurden; aber die Staatengebilde, welche die Spanier auf mexikanischem Boden bei der Eroberung antrafen, waren noch viel zu jung, waren viel zu rasch aus verschiedenartigen Elementen oberflächlich zusammengeschweißt worden, als daß dieser rückwirkende Prozeß der Assimilierung bedeutende Ausdehnung hätte erlangen können. Aus diesem Grunde erklärt sich die außerordentliche Vielheit der Götter, von denen den spanischen Chronisten Mitteilungen gemacht wurden, und die beträchtliche Anzahl solcher, die wir in den aztekischen Bilderschriften dargestellt finden.

2. Die Götter der Weltschöpfung.

Am Uranfange der Dinge steht in allen mittelamerikanischen Mythologien eine Gottheit, oder vielmehr meist ein Götterpaar, die als der Ursprung alles Erschaffenen und speziell auch als die Ureltern des Götter- und Menschengeschlechtes angesehen wurden. Diese Gottheit ist es, die es den christlichen Missionaren ermöglichte zu behaupten, es sei diesen Völkern die Existenz des alleinigen Gottes nicht vollkommen unbekannt geblieben, und auf sie

übertrugen sie bei der Katechisierung die Züge Gott Vaters. Freilich thaten sie damit der indianischen Auffassung nicht wenig Gewalt an. Denn dieses Urgötterpaar war in den mittelamerikanischen Religionen wohl kaum etwas anderes als ein nachträglich in dieselben hineingetragenes Erzeugnis der Abstraction. Der Indianer erkannte, daß alles auf dieser Welt seinen natürlichen Ursprung besaß; und da er sich seine Götter, obwohl sie ursprünglich alle nur die Verkörperungen von Naturkräften oder von natürlichen Vorgängen darstellten, längst persönlich und in menschlicher Gestalt zu denken gewöhnt war, so empfand er die Notwendigkeit, ihnen auch ein Elternpaar zu geben, das damit an den Anfang der Schöpfung gerückt wurde. Das ist der Grund, weshalb diese Urgötter vielfach nur eine unvollkommene, unklare Wesenheit besaßen, in der Mythologie nur eine beschränkte Rolle spielten, und im Kultus vollkommen hinter den Gottheiten zurücktraten, die als ihre Kinder gedacht, eigentlich aber im Verhältnis zu ihnen die älteren, ursprünglicheren Göttergestalten vorstellten. Soweit ihnen aber eine bestimmte Wesenheit gegeben werden mußte, entlehnten sie eine solche naturgemäß denjenigen, die als ihre Kinder galten, und so kommt es, daß der Urvater und Schöpfer fast überall in einer ähnlichen Verbindung zu seinen Kindern zu stehen scheint, wie die christliche Religion zwischen Gott Vater und Gott dem Sohne annahm.

Das weltbewegende Prinzip ist in der Auffassung der centralamerikanischen Völker das himmlische Feuer in seiner doppelten Eigenschaft als Wärme und als Licht. Die ursprünglichen Gottheiten, die in der Kulturperiode als zweite Generation aber doch noch als National-Gottheiten der einzelnen Stämme auftreten, sind deshalb fast ausnahmslos den Erscheinungen entlehnt, welche der scheinbare Kreislauf der Sonne den Menschen sinnfällig vor Augen stellte. Aber die Kulturvölker waren ausnahmslos über diesen primitiven Kultus der Naturerscheinungen hinausgediehen; die Sonne, in den verschiedenen Phasen ihrer Erscheinung, war ihnen nicht mehr selbst die göttliche Wesenheit, oder doch nicht mehr die höchste solche, sondern sie galt ihnen als etwas mit dem übrigen Weltall Erschaffenes, und zwar erschaffen von der ursprünglichen und höheren Kraft, von deren Wesenheit auch die Sonne nur ein Teil war. So wurde die Urgottheit auf natürlichem Wege zu einem Feuergotte.

Freilich gestattet uns die Dürftigkeit der Überlieferung nur

in einzelnen Fällen, die Entwickelung dieser Vorstellungen zu verfolgen. Bei den Maya von Yukatan wird die Rolle des Weltenschöpfers dem Hunahpu oder Hunabku zugeschrieben, dem Gotte der körperlos und unsichtbar in dem ganzen Weltall waltet, und von dem man deshalb kein Bildnis machen, den man nicht in den Raum eines Tempels einschließen konnte. Diese Angaben würden uns über das eigentliche Wesen des Gottes ganz im Unklaren lassen, wenn er nicht gleichzeitig als der Vater Itzamnas bezeichnet würde, d. h. desjenigen Gottes, der bei den Maya von Yukatan die eigentliche Verkörperung des himmlischen Feuers vorstellt.

Die Quiché von Guatemala sind derjenige Volksstamm des mittelamerikanischen Kulturkreises, der uns in seinem heiligen Buche, Popol Vuh, die zusammenhängendste Tradition über die Weltschöpfung überliefert hat. Darnach bestand noch das Weltall nur aus dem endlosen Ozean und dem in düsterem Dämmerlichte darüber sich hinbreitenden Himmel, als der Schöpfergott mit seiner Genossin zu Rate ging, um die Welt zu schaffen. Das Götterpaar, das als Wesenseinheit aufgefaßt wird, wird mit den vielfältigsten Namen belegt, darunter auch mit solchen, die weiterhin bestimmten einzelnen Gottheiten beigelegt worden sind. So heißt der Schöpfer Herz des Weltalls, wie sonst der Gott Hurakan, oder Gukumatz, die gefiederte Schlange. Gedacht wird er aber offenbar wie Hunabku als der All-Eine, von dem alle Götter und Menschen abstammen. Auf sein Schöpferwort: Erde begann sich das Land aus den Wassern zu heben, Hügel und Thäler wuchsen daraus empor und bekleideten sich mit fruchtbarem Grün. So oft der Gott ein Ding mit Namen nannte, so trat es in die Wirklichkeit. Eine Erschaffung der anderen Götter wird zwar nicht ausdrücklich erwähnt, aber ihre Existenz wird stillschweigend vorausgesetzt.

Nachdem sich nun das Land mit Pflanzen und Tieren bevölkert hatte, gingen die Götter abermals mit einander zu Rate, um Menschen zu erschaffen. Zuerst formten sie Menschen aus Thon; allein diese blieben steif und stumm und dumm, so daß sie bald als ein verfehlter Versuch wieder zerstört wurden. Darauf wurden Menschen aus Holz geformt; diese fielen schon um vieles besser aus, und sie durften Generationen hindurch die Welt bevölkern. Allein auch ihnen fehlte das Herz und der Verstand, so daß die Götter endlich beschlossen, auch dieses Menschenge-

schlecht wieder zu vernichten. Nur wenige Individuen wußten sich diesem Götterurteile zu entziehen, und leben als Affen noch bis in die Gegenwart.

Dann endlich formten die Götter vier Menschen aus Mais, und diese Schöpfung gelang so über alles Erwarten, daß die Menschen fast den Göttern gleich waren. Aber der Gott hauchte ihnen über die allzu scharfen Augen, und so entstand die schwarze Pupille, die den Blick des Menschen einschränkte und seine Intelligenz verdunkelte. Dies Geschlecht endlich hatte Bestand, und von ihm stammen die Quiché ab. Ihnen gab der Schöpfer ihre Götter, er schuf ihnen Frauen, und zeigte ihnen den Weg nach Tulan, wo sie von ihren Göttern das Feuer erhielten, und endlich zum Berge Hacavitz, wo der Gott ihnen die Sonne aufgehen ließ. Mit der Erschaffung dieser und der anderen Gestirne des Himmels erreichte die Thätigkeit des Schöpfers ihren Abschluß.

Bei den Zapoteken wird der Schöpfergott mit dem Namen Pitoo Cozaana oder Huichaana bezeichnet, Namen, die ihn als Urvater aller Dinge charakterisieren. Aber auch hier ist seine Verwandtschaft mit dem Sonnengotte eine so enge, daß wir aus der unbestimmten Überlieferung deren gegenseitiges Verhältnis nicht erschließen können.

Dagegen ist uns von den benachbarten Mixteken eine Schöpfungslegende überliefert, in welcher zwar leider die einheimischen Namen übersetzt sind, die aber doch die Richtung erkennen läßt, in welcher sich die Vorstellungen über den Anfang aller Dinge bewegten. Auch hier ist es ein Götterpaar, welches die Erde aus dem Chaos auftauchen läßt; beide werden als Hirschgötter bezeichnet, doch führt er den Zunamen „Löwenschlange“ (culebra de leon) während sie „Tigerschlange“ zugenannt wird. So weit der Löwe (Puma) in der amerikanischen Mythologie vorkommt, ist er überall das Symbol der Stärke, der Herrschaft, und deshalb der Sonne, die als Herr des Tages, Herr der Zeit, gedacht wird. Der Tiger aber ist in Centralamerika das ständige Attribut der Gottheiten der Erde, und diese Verbindung eines Sonnengottes mit einer Erdgöttin als Ureltern der Götter und Menschen finden wir bei allen Nahua-Völkern wieder. Von diesem Urgötterpaar stammten zwei Brüder ab, deren Namen, Wind Neun Schlange und Wind Neun Höhle, uns abermals an Vorstellungen erinnern, die in der centralamerikanischen Mythologie eine große Rolle spielen, denn die Schlange ist das bevorzugte Symbol der frucht-

spendenden Feuchtigkeit, und der Wind ist ihr Diener, der das Nahen der wasserspendenden Wolken, der Regenzeit verkündet. Erst von diesen Gottheiten wird, nachdem eine Sintflut dem Zeitalter der Götter ein Ende bereitet, das Menschengeschlecht erschaffen.

Ganz entsprechende Gottheiten stehen am Anfange der mexikanischen Mythologie. Obwohl ihre Beziehungen zu den Sonnengöttern und Erdgöttinnen sich oft klarer nachweisen lassen, als bei den vorgenannten, so werden sie doch in ihrer Eigenschaft als Ureltern der Götter meist über diese hinaus erhoben, wobei naturgemäß ihre ursprüngliche Bedeutung verblaßt.

Der neutralste ihrer Namen ist Tonacatecutli und Tonacaciuatl, der Herr, die Frau unseres Fleisches; ähnlich heißen sie als erstes Elternpaar: Ometecutli und Omeciuatl, Herr und Frau der Zweiheit, der Zeugung. Auf ihre Existenz vor allem anderen, vor dem Lichte der Sonne beziehen sich die Namen: Citlalatonac, Sternenglanz, und Citlalicue, die mit dem Sternengewand; gleichzeitig liegt aber darin auch der Hinweis darauf, daß sie höher als Sonne und Mond, in dem höchsten der Himmel, in Omeyocan, hausen. Sie sind es, an die in den Legenden schon die ältesten Götter ihre Gebete richten, und speziell die Gottheiten der himmlischen Erscheinungen gelten als ihre Kinder. Da die Nahua ihre Urheimat im fernsten Westen oder Norden suchten, so wurde ihnen diese Himmelsgegend zugewiesen, denn in der paradiesischen Urheimat der Menschheit, in Tamoanchan — das man nicht mit den allerdings auch mehr mythisch als historisch aufzufassenden Ursitzen der Nahua, mit Chicomoztoc, den sieben Höhlen, verwechseln darf — waren sie die einzigen Götter.

In der aztekischen Schöpfungslegende, wie sie uns in den Anales de Quauhtitlan, von Brasseur de Bourbourg Codex Chimalpopoca getauft, entgegentritt, sind die Urgötter nicht direkt die Schöpfer des Menschengeschlechtes. Vielmehr läßt die Göttermutter, nachdem die Erde erschaffen war, und nachdem sie eine Reihe von göttlichen Kindern geboren hatte, einen Feuerstein zur Erde hinunterfallen, und aus ihm entstehen 1600 Dämonen, als ihre jüngsten Söhne, und diese bitten um die Erlaubnis, sich Menschen zu ihrem Dienste schaffen zu dürfen. Es geschieht dies, indem einer von ihnen einen Knochen aus der Unterwelt holt, den sie dann vereint mit dem Blute netzen, welches sie sich

mit Dornen aus den Ohrläppchen ritzen. So entstand das erste Menschenpaar, von dem alle anderen abstammen.

Auch die aztekische Legende verlegt die Erschaffung der Menschen in die Zeit der Dämmerung, wo nur der Morgenstern ein düsteres Licht verbreitete, vor die Erschaffung der Sonne. Auch diese wird durch ein Opfer der Götter geschaffen; einer von ihnen stürzt sich freiwillig in den mächtigen Holzstoß, den sie angezündet hatten, und steigt dann als Sonne am Firmament empor. Nach diesen Thaten nehmen die Götter von der Erde Abschied; jeder von ihnen hinterläßt seinen Dienern die Kleidung und den Schmuck, den er auf Erden getragen, damit sich die Priester ihm zu Ehren damit schmücken sollen; sie selbst aber kehren in die himmlischen Regionen, in das Reich der Urgötter zurück.

Wo Tonacatecutli nicht in neutraler Weise nur als Urquell alles Daseins aufgefaßt wird, da ist er unzweifelhaft ein Gott des himmlischen Feuers. Sein gelbes, feuerfarbenes Haar strebt ihm in den charakteristischen Flammenformen über der Stirn empor, die wir bei den Sonnengöttern wiederfinden werden, und seine türkisgeschmückte Kopfbinde ist dieselbe, wie der Sonnengott sie trägt. Oft wird auch geradezu Xiuhtecutli, der eigentliche Feuergott, an die Stelle Tonacatecutlis gesetzt.

Der Name bedeutet Herr des Jahres oder Herr des (wachsenden) Grases und würde zunächst auf einen Sonnengott hinweisen. Allein in so engem Sinne ist die Gestalt Xiuhtecutlis wohl nirgends erfaßt worden. Schon die anderen Bezeichnungen die ihm beigelegt werden: Ixcoçauhqui „der mit dem gelben Gesicht“ und Huehueteotl „der alte Gott“ weisen auf eine umfassendere Bedeutung hin, und als Cipactonal wird er zusammen mit der Göttin Oxomoco geradeso an den Anfang aller Dinge gesetzt, wie Tonacatecutli mit Tonacacihuatl. Die Attribute, die seinem Bilde beigegeben werden, sind allerdings vielfach solche, wie wir sie auch bei den Sonnengöttern wiederfinden werden: so die mit Türkisen geschmückte Kopfbinde, der stufenförmige Brustschmuck, der bannerartige Federschmuck, den er auf dem Rücken trägt. Aber diese Gemeinsamkeit beruht darin, daß auch die Sonnengötter als Feuergötter gedacht sind. In welchem Sinne die Figur Xiuhtecutlis zu fassen ist, geht besonders klar aus der Stelle Sahaguns hervor, wo er bezeichnet wird als der, der in der Wasserherberge haust, zwischen den Blumen, den zinnengekrönten

Mauern, eingehüllt in Wolken von Wasser. Xiuhtecutli war der Nationalgott von Tlatelolco, der Schwesterstadt von Tenochtitlan, die erst unter den letzten Aztekenherrschern vollkommen mit der Hauptstadt verschmolz. Als solcher blieb er auch für die Folgezeit der Patron desjenigen Standes, auf dem vor allem die Bedeutung der Stadt beruht hatte, der Patron der Kaufleute. Damit versteht sich von selbst, daß er eine Gottheit des Reichtumes, des Glückes war, Bedeutungen, die herauswuchsen aus seiner Eigenschaft als Gott des Wachstums, wovon nicht nur er sondern auch sein Fest izcalli (= Wachstum) den Namen erhalten hat. In dem alten Kultus von Tlatelolco war aber jedenfalls seine Bedeutung eine noch weit umfassendere. Das Blitzbanner, das er auf dem Rücken trägt, bezeichnet ihn als Gott des himmlischen Feuers. Dieses aber wohnt in den Wolken, wie der Sahagun-Text angiebt, und die Stufenpyramide, deren Form sein Brustschmuck nachahmt, ist ein weit über die Grenzen aztekischer Kultur hinaus verbreitetes Wolken-Symbol. Die Wolke aber ist nicht nur die Wohnung des Wetterstrahls, sie ist auch die Bringerin des befruchtenden Regens, der Gedeihen und Wachstum hervorruft.

Daß Xiuhtecutli vielfach als Blitzgott gedacht wurde, zeigt sein Beiname Xiuh-atlatl das grüne Wurfbrett. Das Wurfbrett ist die eigenartige Waffe, mit deren Hülfe die Indianer Amerikas — im Norden, wie im Süden — ihre Speere schleuderten, und der Speer ist das Ebenbild des Blitzes. Als Blitzgott bezeichnet ihn auch der Skorpion, der Hund und das brennende Haus, die gelegentlich sein Bild begleiten. Aber der Mittel-Amerikaner hat nirgends den Blitz lediglich als verderbliche Macht empfunden; er war stets für ihn gleichzeitig der Spender des himmlischen Feuers, so daß der Feuerbohrer und der Blitz gelegentlich als gleichartige Attribute einander vertreten, und er war die Begleiterscheinung der nahenden Regenzeit, der Jahreszeit, die der Eingeborne schon in einer weit vor aller Zivilisierung liegenden Periode als die Grundlage alles Segens zu empfinden sich gewöhnt hatte.

Gestaltungen, die dem Xiuhtecutli außerordentlich nahe zu stehen scheinen, sind Piltzinteotl und Otontecutli. Piltzinteotl wird von den Interpreten erklärt als Gott der kleinen Kinder. Nach dem, was wir von Xiuhtecutli wissen, wäre diese Deutung nicht unverständlich; auch dieser ist ein Schutzgott der Kinder insofern, als er ihr Wachstum behütet. Daher die eigentümliche Zeremonie, daß man an seinem Feste izcalli die Kinder an den

Köpfen in die Höhe hob, gleich als ob sie länger werden sollten. Sein Name wird aber auch interpretiert als Gott der Fürsten, der Edlen, und diese Bedeutung, die sich gleichfalls mit der Xiuhtecutlis als des ältesten und höchsten der Götter berührt, scheint die verbreitetere gewesen zu sein.

Otontecutli ist der Herr der Otomi, eines Nahuastammes, der der Tradition nach zu den ältesten Völkerschaften dieser Gruppe gehörte, die im Hochlande von Mexico ihre Wohnsitze aufschlugen. Später war Tlacopan ihre Hauptstadt und Hauptort der Verehrung dieses Gottes. Andrerseits versetzt ihn der ihm gewidmete Hymnus nach Nonohualco, dem Küstenstriche im Südosten von Mexiko, und rühmt seine Siege über die feindlichen Azteken. Die kriegerischen Eigenschaften, welche die eigentlichen Sonnengottheiten charakterisieren, scheinen also bei ihm schon mehr in den Vordergrund getreten zu sein. Doch war auch er ein Gott des Reichtums und des Gedeihens, und als solcher der Patron der Goldarbeiter und Edelsteinschneider.

3. Die Sonnengötter.

Ein eigentlicher Sonnenkultus, wie wir ihn in besonders ausgeprägter Form bei den Inka-Peruanern des amerikanischen Südens antreffen, hat in Central-Amerika wohl nirgends stattgehabt. Fray Pedro Margil berichtet allerdings von den Lacandones, einem Mayastamme des Usumacinta-Gebietes, daß sie direkt zu dem Sonnengestirn, ohne die Vermittelung von Priestern und Bildnissen gebetet hätten. Allein um dieser Angabe den ihr gebührenden Wert beizumessen, darf man nicht außer acht lassen, daß sie aus einer Zeit stammt, in welcher die Fäden der Überlieferung zwischen den religiösen Vorstellungen der alteinheimischen Kultur Mittelamerikas und dem Götzendienste der in vollkommene Wildheit versunkenen Lacandones vollkommen zerrissen waren; und daß andrerseits Reisende, die in neuerer Zeit in eben diesem Gebiete neue Ruinenstätten der alten Mayakultur entdeckt haben, davon zu berichten wissen, daß die gegenwärtigen indianischen Bewohner dieser Landstriche, obwohl äußerlich zum Christentume bekehrt, gelegentlich noch immer Zusammenkünfte religiösen Charakters in den entlegenen Ruinenplätzen abhalten, und in den alten Tempeln ihren Göttern Räucheropfer darbringen.

Daß die Sonne, obwohl sie eines der wesentlichsten Elemente der alten mittelamerikanischen Religion ausmacht, doch nicht innerhalb derselben dieselbe herrschende Stellung einnimmt, wie anderwärts, das erklärt sich daraus, daß die Centralamerikaner in der Sonne nicht eine vom Uranfang an bestehende Wesenheit erblickten, sondern dieselbe vielmehr durch ihre ältesten und höchsten Götter erschaffen werden ließen zu einer Zeit, in welcher nicht nur das Weltall im großen und ganzen schon vollendet war, sondern, zum mindesten nach einer gewissen Gruppe der Überlieferung, zu einer Zeit, in welcher selbst das Menschengeschlecht schon erschaffen war. Trotzdem hat die Sonne, sowohl bei den Maya, wie bei den Nahua, wesentliche Charakterzüge für die hauptsächlichsten Gottheiten hergegeben; nur ist es nicht das Sonnengestirn als solches, sondern vielmehr das der Sonne inwohnende Princip der lebenspendenden Wärme, es ist das himmlische Feuer, welches als das eigentlich Göttliche betrachtet wurde. Das himmlische Feuer fand der Indianer nicht ausschließlich in dem Sonnenball vertreten, sondern er erblickte dieselbe göttliche Kraft auch in dem vom Himmel zur Erde herniederstürzenden Blitze, ja auch in dem Feuer, welches aus dem Erdinnern, von dem Jenseits dieser von Menschen bevölkerten Erde, in den gewaltigen Vulkanen der mexikanischen Bergkette, dem Popocatepetl, dem Jorullo u. a. m., als eine übermenschliche Gewalt hervorbrach.

Eine Verehrung des himmlischen Feuers und vielfach unmittelbar eine solche der Sonne liegt fast überall den Vorstellungen der hauptsächlichsten Gottheiten zu grunde. Daß die Zahl dieser in ihrer Wesenheit nahe verwandten, oft fast identischen Gottheiten eine so große ist, das liegt an der oben erwähnten Art der Entstehung derjenigen, man möchte sagen offiziellen, mexikanischen Religion, welche im Aztekenreiche zur Zeit der Eroberung herrschte. Wir können von einer ganzen Anzahl dieser Götter noch jetzt nachweisen, daß sie ursprünglich die hauptsächlichsten Gottheiten bestimmter landschaftlicher Bezirke waren. Natürlich erfolgte an den verschiedenen Örtlichkeiten unter teilweise abweichenden geographischen Verhältnissen die Entwickelung derselben Grundvorstellungen in von einander mehr oder minder abweichenden Richtungen. Es ist sehr wohl möglich, daß in einzelnen Fällen sogar die Grundbegriffe eine solche Verschiebung und Verwischung erfuhren, daß sie für uns überhaupt unerkennbar

geworden sind. Fast immer aber können wir ganze Gruppen von Gottheiten verwandter Bedeutung auf bestimmte Grundvorstellungen zurückführen, und gelegentlich auch nachweisen, aus welchen natürlichen Ursachen die besondere Entwickelung in dem einen Fall in dieser, im anderen in jener Richtung Platz gegriffen hat.

Die Religionen Centralamerika's sind keineswegs jugendlich und einfach in ihren Auffassungen. Im Gegenteil es gewährt das, was wir von ihnen wissen, durchaus den Eindruck, als ob dem Bewußtsein des Volkes und selbst demjenigen der Priester die Erkenntnis der ihrer Götterwelt zu grunde liegenden Vorstellungen längst verloren gegangen sei. Bei einzelnen Gottheiten, wie bei dem Kukulkan der Maya, dem Quetzalcoatl von Cholula, dem Huitzilopochtli der Azteken, ist dies in solchem Umfang der Fall, daß die alte Überlieferung bereits annahm, es seien diese Göttergestalten Verkörperungen bestimmter geschichtlicher Persönlichkeiten, die sich durch besondere Verdienste, die sie sich um ihre Völker erworben hatten, der Versetzung unter die Gottheiten würdig gemacht hätten. Aber obwohl der Einfluß der Priester auf die geschichtliche Entwicklung fast aller Völkerschaften des centralamerikanischen Kulturkreises ein außerordentlich bedeutender gewesen zu sein scheint, so ergiebt sich aus der Gesamtheit der religiösen Vorstellungen doch nicht der mindeste Anhalt dafür, daß euhemeristische Elemente einen wesentlichen Einfluß auf dieselben geübt haben könnten. Im Gegenteil, bei den Gottheiten, die am bestimmtesten als Vergötterungen irdischer Persönlichkeiten bezeichnet werden, läßt sich gerade mit voller Bestimmtheit nachweisen, daß ihre Grundbegriffe ebenso deutlich auf Vorgänge in der Natur hinweisen, als bei vielen anderen Gottheiten, bei denen dies auch von den alten Chronisten erkannt worden ist.

Es entspricht den im ersten Kapitel auseinander gesetzten Anschauungen über das respective Alter der Maya und der Nahua-Kultur, wenn wir die religiösen Grundvorstellungen hin und wieder bei den Maya noch minder mit abstrahierten Elementen vermischt, noch unmittelbarer erkennbar antreffen, als bei den Nahua. So finden wir bei den Maya noch eine Gottheit, die unmittelbar und ausschließlich die Sonne vorgestellt haben soll. Ihr Name ist Kin-ik-ahau: Kin-ich bedeutet: Herz des Tages, ahau ist die Bezeichnung für Herr oder Fürst, es ist also ein Name, der recht

wohl für einen Sonnengott paßt. Er wird dargestellt als ein alter Mann, mit dem den höheren Gottheiten eigentümlichen verzierten Auge und hohem Kopfputze und mit dem Kin-Zeichen entweder — in den Handschriften — auf dem Rücken, oder — in den figürlichen Darstellungen — über der Stirn. Eigenartig ist ihm weiter ein besonders künstlicher meist rund nach oben gebogener Nasenpflock, mit dem er sowohl in den Handschriften, als auch auf einem Relief in Palenque erscheint. Allein bei der mythologischen hervorragenden Bedeutung, welche ihm als Sonnengott gebührt, ist es höchst auffallend, daß man seinem Bilde nur ziemlich selten begegnet. Man hat das damit zu erklären versucht, daß Kinich-ahau nur die Sonne in ihrer Mittagsstellung bedeute, und dazu stimmt die von dem P. Lizana überlieferte Notiz, daß man ihm, wenn die Sonne im Zenith stand, geopfert und geglaubt habe, der Gott steige dann in der Gestalt des Sonnenvogels, des roten Guacamayo, zur Erde nieder, um das Opfer zu verzehren.

Allein wahrscheinlicher ist Kinich-ahau nicht viel mehr als eine besondere Erscheinungsform Itzamna's, d. h. desjenigen Gottes, der analog den nahuatlakischen Sonnen- und Feuergöttern nicht das Gestirn, sondern die kosmische Bedeutung der Sonne darstellt.

Auch die Zapoteken verehrten unter dem Namen Copijcha eine Sonnengottheit, der insbesondere ein uraltes Heiligtum in Teotitlan del Valle geweiht war. Das wenige, was wir von ihr wissen, läßt zwar eine Vermischung mit mythologischen Vorstellungen anderer Art nicht verkennen; eine vollkommene Analogie besteht aber in der Angabe, daß die Gottheit von Teotitlan unter besonderen Lichterscheinungen in der Gestalt eines Vogels zur Erde herabgestiegen sein soll.

Eine eigentliche Sonnengottheit scheinen auch die vielbesprochenen Reliefs darzustellen, die aus Santa Lucia Cozumalhuapa in das Museum für Völkerkunde in Berlin gelangt sind. Sie stammen aus einem Gebiete, dessen ethnographische Zugehörigkeit zweifelhaft ist: nach ihrem Kunststile aber gehören sie nicht der Maya- sondern der Nahua-Völkergruppe zu. Dadurch wird ihre Erklärung wesentlich erschwert, da es über die Nahua-Stämme jener Gegend gänzlich an Nachrichten fehlt, in der mexikanischen Mythologie aber keine Gottheit vorhanden ist, die man als Verkörperung der Sonne schlechthin ansprechen könnte.

Schon bei den Maya-Stämmen und durchweg in den mytho-

logischen Vorstellungen des aztekischen Kulturkreises erscheinen die Sonnengötter in einer modifizierten, durch Abstractionen und Kombinationen veränderten Gestalt.

Der eigentliche Sonnengott der Maya ist Itzamna. Seine Verwandtschaft mit Kinich-ahau ist ausdrücklich bezeugt: beide Namen werden als Bezeichnung ein und desselben Gottes verbunden. Er ist der Gott des Ostens; im Osten sahen alle Völker die eigentliche Heimat der Sonne, da sie von dort aus täglich ihre Laufbahn beginnt. Itzamna ist der eigentliche Schutzgott von Itzamal, der priesterlichen Hauptstadt des jüngeren Mayareiches in Yukatan; vermutlich war auch Chichen Itza, das andere Hauptheiligtum der Halbinsel, seine Stadt. Dagegen scheint er im Gebiete der Tzendal-Völker, d. h. derjenigen Mayastämme, denen wir die großen Ruinenstätten im Westen von Yukatan verdanken, nicht dieselbe hervorragende Rolle gespielt zu haben, wenigstens steht die Zahl seiner bildlichen Darstellungen in den Handschriften und in den Sculpturen wesentlich hinter denjenigen einer anderen Gottheit zurück.

Itzamna ist in den Vorstellungen der Maya einer der uralten Götter; wie mit Kinich-ahau wird er gelegentlich auch mit Hun ahpu, dem Weltenschöpfer der Mayamythologie, identifiziert. In den Handschriften erscheint er deshalb auch als alter Mann; nur mit einem einzelnen, stark markierten Zahn im Unterkiefer. Seine Zähne sind auch ein charakteristisches Merkmal der figürlichen Darstellungen; hier sind es aber die spitzzugefeilten Vorderzähne des Oberkiefers, die ihm eigentümlich sind. In den Skulpturen wird Itzamna auch seltener alt dargestellt, sondern er erscheint mit dem breiten vollen Gesicht der Sonnenscheibe. So besonders in den Kolossalbildern Yukatans, deren bekanntestes der Kinich-Kakmo von Chichen Itza ist. Von der Sonne hat er auch eine andere Eigentümlichkeit übernommen: den Bart. Nach der Anschauung der Central-Amerikaner stellten die Sonnenstrahlen den Bart der Sonne vor; so sehen wir vielfach ihre Sonnenbilder mit einem Strahlenkranze, der auf die untere Partie der Scheibe beschränkt ist, als Schmuck der Sonnenpriester, und mit den Andeutungen des Bartes erscheinen sowohl Kinich-ahau als auch Itzamna.

Der Gott, der in erster Linie die vom Osten her aufsteigende, der finsteren Welt Licht bringende Sonne verkörperte, kann natürlich nur eine wohlthätige Gottheit sein. In den Handschriften

begegnet uns Itzamna, wie andere wohlthätige Götter, mit dem Pflanzholz die Erde lockernd, und die Maiskörner hineinstreuend. An anderen Stellen erscheint er in Verbindung mit der Muschel, dem Zeichen irdischer Fruchtbarkeit, und mit der Schlange, dem weitverbreiteten Symbole aller wohlthätigen Gottheiten. Seine menschenfreundliche Rolle war aber noch eine viel umfänglichere nach der Überlieferung: ihm wird die Begründung der gesamten Mayakultur zugeschrieben. Er soll den Örtlichkeiten Yukatans ihre Namen gegeben, er die Kunst des Schreibens erfunden haben. Sein Zeichen ist die „rote Hand", das rätselhafte Symbol, welches uns so vielfach in den Mayaruinen von Yukatan begegnet, und das wir in der Form eines Stabes, der in einer erhobenen Hand ausläuft, auch in den Handschriften sowohl bei Itzamna, als bei Kukulkan antreffen. Er führte deshalb auch den Namen Kabil, die „kunstvolle Hand", und Yax-coc-ahmut der „Herr des Wissens", und war der Gott, der die Genesung bringenden Medizinen den Menschen geschenkt hatte.

Als Sonnengott ist aber Itzamna nicht nur der Gott des Ostens, von dem er kommt, sondern auch des Westens, zu dem er hinabsteigt. Der eigentümlichen Vorstellung einer Sonne der Nacht werden wir wiederholt bei den aztekischen Sonnengottheiten begegnen; daß Itzamna in ähnlichen Beziehungen stehend gedacht wurde, müssen wir daraus schließen, daß er einige Male mit der Hieroglyphe für Nacht oder Finsternis verbunden erscheint. Daß aber dies nicht die vorzüglichste Seite seines Wesens ist, geht daraus hervor, daß er als der eigentliche Schöpfer und Erhalter des Lebens dargestellt wird. So vor allem auf einem Blatte des Codex Troanus, wo er und sein weibliches Gegenstück mit den Zeichen des Lebens in der Hand im Mittelpunkt der Darstellung an dem Baum des Lebens sitzen. Ich glaube ihn auch wiederzuerkennen in dem Relief aus Menche Tenamit, welches gemeinhin nach den Angaben des Entdeckers, Désiré Charnay, als Anbetung vor Kukulkan bezeichnet wird. Es ist allerdings in vieler Beziehung schwer, die Gottheiten Itzamna und Kukulkan streng auseinander zu halten, da die lückenhafte und verwirrte Überlieferung mehrfach dieselben Züge bald der einen bald der anderen Gottheit zuschreibt. In den bildlichen Darstellungen aber bewegen wir uns auf einem sicheren Boden; denn hier scheiden sich beide durch bestimmte und charakteristische Erkennungszeichen. Die Gottheit des Reliefs von Menche aber

kann nicht wohl ein Kukulkan sein, da ihr wie ihrem Priester alle Schlangensymbole fehlen, da weder der Gott selbst, noch seine Maske*), dessen Merkmale aufweist, sondern vielmehr er sowohl wie der opfernde Priester deutlich das Sonnenbild mit dem Sonnenbarte als Brustschild und letzterer das Sonnenzeichen als Gewebemuster seines Gewandes trägt.

Auf wesentlich festerem Boden bewegen wir uns, wenn wir uns den aztekischen Sonnengottheiten zuwenden, denn hier decken sich bildliche Darstellungen und schriftliche Überlieferung und vermögen einander gegenseitig zur Erklärung zu dienen.

Ein Gott, der wie Kinich-ahau die Sonne als Gestirn vorstellt, fehlt in der aztekischen Mythologie; dagegen hat es so zu sagen abgeleitete Sonnengötter, wie Itzamna, fast bei allen Nahuastämmen gegeben, und sie haben, wie dieser, im Mittelpunkte der religiösen Vorstellungen dieser Stämme gestanden.

Wenn ich die Reihe derselben mit Tezcatlipoca beginne, so geschieht dies aus dem Grunde, weil er wahrscheinlich die umfassendste Conception in dieser Göttergruppe vorstellt, und weil er manche Züge erkennen läßt, die dem Itzamna besonders nahe verwandt sind. Wie Schelhas den Itzamna, so hat Chavero den Tezcatlipoca als eine Mondgottheit ansehen wollen; beide aber sind nicht imstande gewesen, ihre Anschauung in den Kreisen der Mitforschenden zur Anerkennung zu bringen. Daß Tezcatlipoca ein Sonnen- und Feuergott ist, ergiebt sich nicht nur aus seiner Legende und seinen Darstellungen, sondern auch aus der nahen Verwandtschaft zu anderen Sonnengöttern des Nahua-Kulturkreises. Aber er ist allerdings derjenige, dessen vielseitige Eigenschaften am schwersten von ihrer Grundbedeutung her abzuleiten und zu erklären sind, und die Schwierigkeiten werden dadurch vermehrt, daß wir ihn im wesentlichen durch die Überlieferung der Azteken kennen gelernt haben, bei denen ein anderer Sonnengott den Platz

*) Die Götterköpfe in den Bilderschriften der Maya und Nahua sind durchweg nicht realistisch dargestellt, sondern mit symbolischem Beiwerk so überladen, daß man sie als Masken anspricht, da aus der Überlieferung bekannt ist, daß die Priester und gelegentlich die Götterbilder selbst mit symbolischen Masken bekleidet wurden. In den Skulpturen dagegen treten uns die Götter eben wie ihre Priester fast immer mit rein menschlichen Zügen entgegen; nur fehlt bei den Göttern fast niemals an irgend einer Stelle der Gewandung oder dergl. eine Maske, welche im Gegensatz zu den menschlichen Zügen des Gottes dessen symbolische Eigentümlichkeiten aufweist.

einnahm, der dem Tezcatlipoca gebührte, so daß er hauptsächlich von derjenigen Seite und in denjenigen Erscheinungen aufgefaßt wurde, die von den gemeinsamen Vorstellungen abwichen.

Nach einer aztekischen Legende ist Tezcatlipoca, wie Camaxtli, Quetzalcoatl und Huitzilopochtli ein Sohn des Tonacatecutli und der Tonacacihuatl, d. h. der alten Urgötter, von denen alles Erschaffene herstammt. Obwohl dieser Stammbaum nur ein Erzeugnis reflektierender Thätigkeit ist, so zeigt er uns doch, daß in den Vorstellungen der Alten Tezcatlipoca in nächster Verwandschaft stand zu den hervorragendsten Gottheiten der himmlischen Erscheinungen, speziell zu den Sonnengöttern. Heißt doch Camaxtli hier, wie an anderen Stellen der verwandte Gott Xolotl, geradezu Tlatlauqui (der rote) Tezcatlipoca, im Gegensatze zu Yayauhqui (dem schwarzen) Tezcatlipoca, dem eigentlichen Gott dieses Namens. Darin liegt ein beachtenswerter Hinweis für die Erklärung seines Wesens. Auch Tezcatlipoca war der Nationalgott eines Stammes, der von den Azteken unterworfen, und ihrem Reiche einverleibt worden war, und zwar war es die mächtige und weitverbreitete Nation der Tekpaneken, der zahlreichen Stämme von Chalco, die ihn verehrten, und ebenso war er in Tezcoco zu Hause. Sein hauptsächlichstes Heiligtum aber befand sich noch zur Zeit der Azteken in Chalco Atenco, der alten tekpanekischen Hauptstadt. Dort hat vermutlich noch kein Unterschied zwischen dem roten und dem schwarzen Tezcatlipoca obgewaltet, sondern er hat in den Vorstellungen dieser Völker ebensosehr die licht- und segenspendende Macht der aufgehenden Sonne, wie diejenige der sengenden, verzehrenden Glut der Mittagssonne vorgestellt. Anklänge an diese umfassendere Rolle sind in seinen Attributen, in seiner Legende noch zahlreich vorhanden. Als es aber galt, dieser Gottheit einen Platz in dem vielgestaltigen Olymp der Azteken einzuräumen, in dem schon die Sonnengötter einer Anzahl anderer befreundeter oder unterworfener Völker Platz gefunden hatten, da wurde diejenige Seite seines Wesens hervorgekehrt, die vielleicht schon in landschaftlicher Eigenart besonders stark entwickelt gewesen war: Tezcatlipoca wurde zu einer schwarzen, zu einer finsteren, zu einer dem Menschengeschlechte scharf und streng gegenüberstehenden Gottheit.

Alle Sonnen-Feuergötter Central-Amerikas weisen auch diese Seite in ihrem Wesen auf. Der scharf herniederfallende Strahl der glühenden Mittagssonne eines Tropenlandes erinnert an den

Pfeil, an den Speer, und die Association der Sonne mit dem himmlischen Feuer stellte ihrem Strahl den Blitzstrahl, die furchtbarste Waffe der himmlischen Gewalten, zur Seite. So werden die Sonnengötter fast aller dieser Völker zu Kriegsgöttern, und es hängt in der Hauptsache nur von der mehr oder minder kriegerischen Entwickelung des Stammes ab, der in den einzelnen Verkörperungen der Sonne seinen Nationalgott sah, ob diese kriegerische, blutige Seite mehr oder minder in den Vordergrund trat. Ebenso sind alle diese Gottheiten Herren der Jagd, denn die Jagd ist neben dem Kriege die vornehmste Beschäftigung der Männer, sie ist der Krieg gegen die übrigen Geschöpfe der Erde. Aus der Verbindung und Weiterbildung dieser Vorstellungen heraus muß man die scheinbar schwer zu vereinigenden Züge Tezcatlipoca's erklären.

Als scharfer Strahl der Mittagssonne ist er vor allem der scharfe Gott. Als solcher ist Itztli, das Obsidianmesser, sein Beiname, und diese Messer spielen in den Darstellungen des Gottes eine große Rolle. Messer ragen aus seinem Kopfputze, Messer bilden seinen Armschmuck, mit Messern besetzt sind seine Sohlen, eine Messerspitze krönt den Stab, den er in der Hand trägt. Sein Tempel in Mexiko heißt Huitznahuac, der Ort der Messer; der Name führt uns aber gleichzeitig wieder zu vorerwähnten Vorstellungen zurück. Denn die Huitznahua sind die kriegerischen feindseligen Brüder des Huitzilopochtli, die ihm schon vor seiner Geburt nach dem Leben trachten, statt dessen aber von seiner Hand fallen. Im übertragenen Sinne sind sie dann die feindlichen Krieger des Südens, Chalco liegt südöstlich von Mexico-Tenochtitlan, mit denen die Verehrer Huitzilopochtli's in beständigem Kampfe lebten.

Als dem scharfen Gotte ist dem Tezcatlipoca die (mexikanische) Flöte geheiligt, ein Instrument, dessen durchdringender scharfer Ton den Kriegern im Kampfe vorantönte, in hervorragendem Sinne das Musikinstrument des Krieges. Der Gott aber, der mit der Flöte den Kriegern im Kampf vorangeht, der eignet sich am besten dazu, ihr Führer und Lehrmeister zu sein. Und so ist Tezcatlipoca unter dem Namen Telpochtli, der Jugendliche, der Herr und Vorstand des telpochalli, d. h. des Hauses, in welchem die jungen Azteken bis zu ihrer Vermählung als Junggesellen gemeinsam lebten und in erster Linie in den Künsten des Krieges ausgebildet wurden.

Als der wilde, feindliche, reißende ist Tezcatlipoca nicht selten mit dem Tiger in Verbindung gebracht. Es beruht dies jedenfalls auf einer landschaftlich eigenartigen Auffassung, denn der Tiger ist im allgemeinen das Symbol der menschenfeindlichen und finsteren Mächte des Erdinneren, der Unterwelt, und findet sich sonst nirgends mit den Sonnengöttern verbunden. Aber Tezcatlipoca steht in mehrfacher Beziehung auch diesen Gottheiten nahe. Er ist nicht nur die Sonne im Zenith, deren glühende Strahlen sich dem Menschen feindlich erweisen, sondern er ist auch die Sonne des Westens und des Nordens, die Sonne des Niederganges, die durch das Erdinnere, durch die Unterwelt hindurch ihren Weg nach Osten zurück nimmt, um von dort her aufs neue den Menschen zu erscheinen. In diesem Zusammenhange begegnen wir noch einmal der Verquickung der Sonne mit dem Feuer des Weltalls überhaupt. Nach einer Legende von Tezcoco ist Tezcatlipoca auch der Gott des vulkanischen Feuers des Erdinnern. Denn als die Welt erschaffen war, aber die Götter auf ihr noch in der Finsternis wandelten, da stürzte sich Tezcatlipoca in den Krater des Vulkans von Jorullo, um darauf als Sonne am Himmel wieder emporzusteigen.

Die Bedeutung Tezcatlipoca's als der von der Nacht verschlungenen Sonne ist es vermutlich, was seine Auffassung als Gottheit des Mondes, ähnlich wie Itzamna, veranlaßt hat; und er erscheint in solchen Beziehungen allerdings mit Attributen, die ihn den nächtlichen Gottheiten verwandt zeigen; so als Tiger, aber nicht in den natürlichen Farben, sondern schwarz und blau, in den Farben der Nacht, gefleckt. Als Nachtgottheit ist sein Symbol der Truthahn, von den Azteken das Smaragdhuhn, Chalchiutotolin, genannt. In gleicher Vorstellung ist er ein Tzitzimime, d. h. einer jener Geister, die vom Himmel zur Erde niederstiegen, während diese noch von nächtlichem Dunkel bedeckt war, und die nun als feindselige Zauberer bei Nacht auf der Erde herumstreichen, die Bewohner der Wohnungen, denen sie Übles anthun wollen, durch das Klopfen mit dem Schenkelknochen einer im Kindbett verstorbenen Frau einschläfern, und wenn sie allerlei Schaden angerichtet, wieder spurlos verschwinden.

Die hervorragendste Rolle als feindseliger Zauberer spielt Tezcatlipoca in seinen Kämpfen mit Quetzalcoatl; da aber die darauf bezüglichen Legenden mehr noch zur Erkenntnis dieses Gottes,

als der Tezcatlipoca's dienen, wird von ihnen an anderer Stelle die Rede sein.

Mit der eigenartigen Doppelnatur des Gottes, dessen Macht gleich groß ist im Reiche des Lichtes wie in dem der Finsternis, hängt nun wohl auch noch eine andere der Eigentümlichkeiten des Gottes zusammen. Fast alle Abbildungen Tezcatlipoca's weisen als besonderes Merkmal ein eigentümliches Instrument auf, welches als „rauchender Spiegel" bezeichnet zu werden pflegt. Um dessen Bedeutung zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß in der aztekischen Bilderschrift Rauch oder Hauch das Zeichen für Rede ist. Tezcatlipoca's Spiegel, der bald in seinem Kopfschmucke, bald in seiner Hand, bald an Stelle des linken Fußes, oder auch ganz allein als sein Symbol erscheint, ist denn auch weit mehr ein redender als ein rauchender Spiegel, denn er ist gedacht als das Werkzeug, mit welchem er, der Alles Durchdringende, Yoalli ehecatl, alle Fehltritte der Menschen sieht, gleichsam als ob der Spiegel sie ihm erzählte. Auf diesem Wege wird Tezcatlipoca zum strengen Richter aller menschlichen Unthaten, zu dem Gotte, den man durch Fasten und Büßen und Kasteien zu versöhnen suchen muß, damit er nicht als strafende Gerechtigkeit den Fehltritt rächt.

Es fehlt aber dem scharfen und finsteren Gotte auch nicht an freundlicheren Zügen, und diese bestätigen recht eigentlich, daß er richtig als Sonnengott aufgefaßt werden muß. Von den eigenartigen Zeremonien seines Festes Toxcatl wird in anderem Zusammenhange eingehender die Rede sein; die symbolische Bedeutung derselben ist aber unverkennbar die, daß der geopferte, aber im gleichen Momente durch einen anderen, dem derselbe Verlauf seiner Götter-Carrière bevorsteht, ersetzte Repräsentant des Tezcatlipoca die Sonne vorstellt, die am Ende der guten Jahreszeit von den Menschen scheidet, im Kreislauf des Jahres aber sich schon wieder zur ewig gleichmäßigen Wiederkehr rüstet. Eine ähnliche Bedeutung, nur allgemeiner auf alle Götter ausgedehnt, hat das Fest Teotleco „Die Rückkehr der Götter", welches am Ende der schlechten Jahreszeit gefeiert wurde, und welches bald als ein Fest Huitzilopochtli's bald als ein solches des Tezcatlipoca bezeichnet wird. Im Grunde charakterisieren Toxcatl wie Teotleco den ewigen Kreislauf der Natur, und als deren Verkörperungen heißen diese Gottheiten, obwohl sie zu den alten, in der Zeit der Weltdämmerung geborenen gehören, doch stets

die jungen, d. h. die ewig sich verjüngenden, und tragen als solche die Symbole des jugendlichen Alters an sich.

Das vollkommene Gegenstück zu Tezcatlipoca ist Huitzilopochtli. Durch die Berichte der spanischen Eroberer, die mit Entsetzen die blutigen Hekatomben gesehen hatten, welche die Azteken von Mexico-Tenochtitlan ihrem Nationalgott darbrachten, ist eine ganz falsche Auffassung dieser Gottheit als einer blutdürstigen, menschenfeindlichen entstanden. Diese aber ist vollkommen irrig und wäre vielleicht nicht möglich gewesen, hätte nicht Huitzilopochtli im Pantheon der Nahua-Völker im allgemeinen eine ziemlich unbedeutende Rolle gespielt. Die Azteken waren der jüngste Zweig des großen Nahua-Völkerstammes, und ihre politische Rolle im Gebiete von Anahuak war noch kaum ein Jahrhundert alt, als die spanische Eroberung ihr ein Ziel setzte. Huitzilopochtli aber ist nichts weiter als der von allen Nahua-Völkern an erster Stelle verehrte Gott des himmlischen Feuers in derjenigen besonderen Auffassung, welche sein Wesen bei den Azteken gefunden hatte. Er ist deshalb nicht nur verwandt, sondern fast wesensgleich mit dem Tezcatlipoca der Tekpaneken, dem Mixcoatl der Chichimeken, dem Camaxtli der Tlazkalaner. Wie jung die Bedeutung seines Kultus im mittelamerikanischen Kulturkreise noch war, das spricht sich deutlich darin aus, daß man seinen Namen vergeblich sucht in der Liste der Gottheiten, welche den 20 Tagen des Monats und den 18 Monaten des Jahres vorstanden. Wenn wir trotzdem über ihn wesentlich mehr wissen, als über die meisten älteren und bedeutsameren Göttergestalten, so hat dies wiederum nur darin seinen Grund, daß unsere Berichterstatter fast ausschließlich aus aztekischen Quellen schöpften.

So verblaßt war die ursprüngliche Bedeutung Huitzilopochtli's schon bei den Eingeborenen zur Zeit der Eroberung, daß ein so vorzüglicher Kenner ihrer Kultur, wie Sahagun, glauben konnte, er sei nur ein unter die Götter versetzter Kriegsführer des aztekischen Stammes. Daß dem aber nicht so ist, daß vielmehr seiner Vorstellung bestimmte Natur-Erscheinungen als Grundlage dienten, das ergiebt sich sowohl aus seiner Legende, als aus seinem Kultus.

Huitzilopochtli galt für einen Sohn der Coatlicue oder der Chimalman, einer Gestalt, die als Göttin der fruchtspendenden Erde aufzufassen ist. Coatlicue war bereits Mutter einer großen Schar von Söhnen, der Huitznahua, und einer Tochter, der Coyolxauhqui, und diente den Göttern, indem sie auf dem Berge Coatepec deren

heilige Stätten reinigte und fegte. Bei dieser Beschäftigung fiel einstmals aus der Höhe ein kleiner Federknäuel auf sie nieder, den sie in ihrem Busen verwahrte. Bald aber machte sie die Bemerkung, daß sie davon schwanger geworden sei. Auch ihre Kinder erkannten mit der Zeit ihren Zustand, und, aufgehetzt von der Coyolxauhqui, beschlossen die Huitznahua, die Schande, die sie von ihrer Mutter zu erdulden glaubten, durch deren Tod zu rächen. Allein ehe sie ihr Vorhaben zur Ausführung bringen konnten, wurde Huitzilopochtli geboren. Nicht als kleines Kind, sondern sofort als erwachsener schöner Jüngling kam er zur Welt, angethan mit den Attributen, die dem Bilde des Gottes überall beigegeben werden: den grünen Federbällen, die seinen Kopfschmuck und sein Gewand zieren, mit dem „Schlangenfeuerstabe", dem Blitze, und mit dem Schilde, der fünf Federbälle in Kreuzform angeordnet, als Devise trug. Mit dem Feuerzauber erschlug er die Schwester, und im Kampf überwand er die zahllosen Brüder und ihre Spolien legte er seiner Mutter zu Füßen.

Nach dieser Legende ist unverkennbar Huitzilopochtli die nach dem Winterschlafe neu erwachende Natur. Nachdem die Huitznahua, die scharfen Krieger, die sengenden Strahlen der Wintersonne die Mutter Coatlicue, die Erde, hart bedrängt haben, bringt sie, die Allgebärerin, den Sohn zur Welt, der jene überwindet und ihr neues Leben schenkt. Mit Blitz und Donner, mit dem Feuerzauber, setzt die Frühjahrszeit ein; und bekleidet mit den Federn des Kolibri, des Frühjahrsboten im mexikanischen Hochlande, tritt der junge Gott auf. Sein Name bestätigt die Mythe, denn Huitzilin heißt der Kolibri, opochtli links, und mit den Kolibrifedern am linken Fuße wird Huitzilopochtli dargestellt. Eine weitere Bekräftigung erfährt die Erklärung durch eine Eigentümlichkeit seines Kultus. Um die Zeit, bevor die winterliche Dürre einsetzte, wurde dem Huitzilopochtli das Fest Teoqualo gefeiert. An diesem Feste wurde ein Bildnis des Gottes aus Teig hergestellt und gefeiert, am Ende des Festes aber von dem Priester eines anderen Gottes — bald Tezcatlipoca's, bald Quetzalcoatl's — mit einem Pfeile durchbohrt und dann verteilt und gegessen. Das meint das Erlöschen der von der wohlthätigen Wirkung der feuchten Sonnenwärme belebten Natur, das bald von der feindseligen Dürre — Tezcatlipoca — bald von dem Gotte eines feindlichen Stammes verursacht wird.

Der Gott also, dessen furchtbares Bild die Spanier mit Ent-

setzen erfüllte, ist der Repräsentant durchaus wohlthätiger und freundlicher Vorstellungen. Alles, was an Tezcatlipoca scharf ist, ist an Huitzilopochtli weich und sanft. Wo jener das scharfe Messer trägt, hat Huitzilopochtli die weichen Federn des Kolibri, und seine furchtbare Waffe, der Blitz, dient ihm nur, die Feinde zu überwinden. Der Blitz, die Feuerschlange, spielt eine grosse Rolle in der mittelamerikanischen Mythologie, denn auch die bei den Maya weit verbreitete Vorstellung der gefiederten Schlange geht wohl auf ihn zurück. Ausführlicher wird davon bei Kukulkan-Quetzalcoatl die Rede sein; hier muß nur so viel vorausgenommen werden, daß alle diese Völker in der Blitzschlange nicht nur eine verderbenbringende Waffe ihrer Sonnen- und Kriegsgötter sahen, sondern auch ein wohlthätiges Symbol, welches, dem Feuerbohrer vergleichbar, dem Menschengeschlechte einen Anteil an dem himmlischen Feuer spendet, und das die Wolken spaltet, damit aus ihnen das befruchtende Naß auf die in langer Trockenheit schmachtende Erde herabfließe. So kommt es, daß Huitzilopochtli wie die meisten anderen wohlthätigen Götter häufig mit der Schlange verbunden erscheint: eine Schlange gürtet die Lenden seines Bildes, und vier Schlangenköpfe ragen an den vier Ecken des Thronsessels empor, auf dem er ruht.

Wie die Sonnengötter im allgemeinen dazu kommen, gleichzeitig Götter des Krieges zu sein, ist oben erwähnt worden. Daß diese Seite bei Huitzilopochtli eine solche Hervorkehrung erfuhr, daß darüber sein eigentliches Wesen ganz in den Hintergrund gedrängt wurde, erklärt sich aus der Geschichte seines Volkes. Die Azteken sind derjenige Stamm der Nahua-Völker, der am spätesten einer Gesittung teilhaftig wurde. Generationen lang mußten die wilden Azteken ruhelos zwischen ihren zivilisierteren Stammesbrüdern umherwandern; wer ihrer rohen Tapferkeit bedurfte, erkaufte mit vorübergehenden Begünstigungen ihre Hülfe; aber jeder Staatenlenker war froh, wenn er die wilden Unholde wieder von sich abschütteln konnte. So sind sie bis in geschichtliche Zeiten hinein unterdrückt, verfolgt, geächtet gewesen. So oft ihnen wieder die Thür gewiesen wurde, erhoben die Priester wieder das Bild ihres Gottes, und zogen seinem Vogelrufe: Tiui, tiui folgend hinaus in die Wildnis, bis sie in dem unwirtlichen Sumpflande von Mexiko-Tenochtitlan, mitten im See, eine Zufluchtsstätte fanden, die ihnen niemand neidete. Hier aber gediehen sie rasch zu einer gewissen Bedeutung; ihre Tapferkeit unterwarf ihnen bald nähere

und fernere Stämme, und ihr allein dankten sie ihre endliche Herrschaft. Ihre Dankbarkeit sah aber natürlich darin das Walten des Gottes, der sie dahin geführt, der sich an ihrer wilden Kriegslust erfreute, und der sie für die reichen Opfer an Kriegsgefangenen durch stets neue Erfolge belohnte.

Neben dem Bilde Huitzilopochtli's in seinem Haupttempel zu Tenochtitlan stand sein verkleinertes Abbild, eine Gottheit, Painal genannt, die nichts weiter war, als ein Repräsentant seines mächtigeren Genossen. Er war speziell der Bote, dessen sich der Gott bediente, um seine Befehle an sein Volk zu übermitteln, der Kolibri, in dessen Ruf man die Stimme des Gottes zu hören glaubte. Eine gesonderte mythologische Bedeutung aber wohnte ihm nicht inne.

Was den Azteken Huitzilopochtli, das war den Tlazkalanern Camaxtli und ihren nördlichen Nachbarn Mixcoatl. Die beiden Gottheiten sind einander besonders nahe verwandt, so daß man sie nur als die landschaftlich verschiedenen Bezeichnungen eines und desselben Gottes anzusehen berechtigt ist. Wenn derselbe als Regent des Westens oder des Nordens bezeichnet wird, so bringt ihn das in eine nähere Beziehung zu Tezcatlipoca, und es erscheint allerdings, als ob er manche der düstereren Seiten dieser Gottheit geteilt habe. Dennoch ist er kein schwarzer Gott wie jener, sondern wie bei Huitzilopochtli ist weiß seine Farbe, und Itztac Mixcohuatl die weiße Wolkenschlange, ist einer seiner Namen, und Itztaccihuatl, die weiße Frau, ist seine Gemahlin. Die weiße Wolke ist aber gedacht als die Gewitterwolke, aus der der Blitz zur Erde fährt, und so wird Camaxtli zu dem Gotte, der das Feuer zur Erde brachte, der Gott des irdischen Feuers, das er bald mit dem Feuerbohrer erreibt, bald aus Schwefelkies und Kieselstein, die er in seiner Tasche führt, anschlägt. Der Blitz ist aber auch die fernhin treffende Waffe, und so wandelt er sich in den Händen Camaxtli's zu Pfeil und Bogen, oder zu Speer und Wurfholz, den Waffen, die dem Indianer mehr noch zur Jagd, als zum kriegerischen Kampfe dienten. Auf diesem Wege werden die Götter des himmlischen Feuers zu Jagdgöttern, und diese Seite des Wesens von Mixcoatl-Camaxtli scheint in der mexikanischen Mythologie ganz besonders hervorgekehrt worden zu sein, doch jedenfalls deshalb, weil die Völkerschaften, die ihn verehrten, mehr als andere sich als Jäger auszeichneten. Als Jagdgott giebt er sich zu erkennen durch ein Attribut, das ihm selten

fehlt, das Netz. Die niedere Jagd auf Kaninchen und anderes Getier wurde von den Mexikanern mit dem Netze betrieben, allein dasselbe diente dem Jäger noch auf vielfache Weise: im Netz trug er den Mundvorrat mit sich, den er zu seinen weiten Jagdausflügen mit sich führte, und geschickt in das Netz verstrickt sehen wir in einer charakteristischen Reihe von Darstellungen des Codex Troanus den Jäger auch das große Wild, den erlegten Hirsch, heimwärts transportieren.

Solcher Jagdgötter, die wohl aus denselben Grundvorstellungen hervorgegangen waren und deshalb die Verwandtschaft zu Camaxtli, Huitzilopochtli und deren Brüdern nicht verkennen lassen, werden noch mehrere in der mittelamerikanischen Mythologie genannt, wenn auch so flüchtig, daß eine bestimmtere Ergründung ihrer Bedeutung nicht durchführbar ist. Amimitl, „der Jäger", ist der Gott der Michuaque und Cuitlahua, ein alter Chichimeken-Gott, der aber auch in Tenochtitlan verehrt wurde; ist uns doch auch auf ihn ein Hymnus überliefert, der vor seinem Bilde gesungen wurde. Zum Gotte gewisser dyssenterischer Krankheiten ist er wohl nur durch die ungesunde Gegend geworden, in welcher sein Stamm wohnte; seine Ausrüstung mit Tasche, Speer und Pfeilen, seine weiße Farbe u. a. m. stellt ihn den vorgenannten zur Seite. Ein Gleiches gilt von Atlava. Sein Name bedeutet Herr des Wurfholzes, atlatl, der eigenartigen Waffe, welche den Indianern Amerikas dazu diente, kurze Speere zu schleudern. Er ist der Gott der Chinampaneka, die den Cuitlahua benachbart waren. Auch ihm gilt eine der aztekischen Hymnen, und sie kennzeichnet ihn deutlich als einen Gott der Waffen und des Kampfes. Doch müssen seinem Wesen auch dunklere Züge nicht fremd gewesen sein, denn die Beschreibung seiner äußeren Erscheinung weist Attribute auf, denen wir sonst nur bei den Chachalmeca, den Todesgöttern, begegnen.

Ganz besonders haben sich die kriegerischen Eigenschaften der Sonnengötter in zwei Gestaltungen verkörpert: in Xolotl und Xipe-Totec. Beide vereinigen Elemente des alten Feuergottes Xiuhtecutli mit solchen der jüngeren Stammesgottheiten, wie Huitzilopochtli und Tezcatlipoca. Aber es wird ihnen nirgends eine solche Ahnherrnrolle zugeschrieben, wie dem ersteren, und von der letzteren Gruppe unterscheidet sie der Umstand, daß die wohlthätige Seite ihres Wirkens stark in den Hintergrund tritt: sie erscheinen als Gottheiten von Kampf und Krieg vorwiegend

in deren zerstörenden Eigentümlichkeiten. Das braucht freilich nur eine spätere Einschränkung ihrer mythologischen Bedeutung zu sein, die sie erst in der aztekischen Zeit erfahren haben, denn beide gehören ursprünglich fremden Stämmen an.

Xolotl war, wie Otontecutli, eine Gottheit der Otomi, jenes uralten Nahuastammes, der in den Bergen westlich vom valle de Mexico lebte. Bekanntlich heißt auch der erste der Chichimeken-Herrscher, welche Ixtlilxochitl in seinem Geschichtswerke aufzählt, Xolotl, und das stimmt ganz gut damit, daß die Otomi, deren Gott er war, zu den ältesten Nahua-(Chichimeken-)Völkern gerechnet werden. Daß eine düstere Gottheit unter diesem Namen verstanden wurde, geht aus seinen Darstellungen hervor. Die Adlerklauen und die Tigerzeichnung sind ebenso Symbole der Tod und Verderben bringenden Gottheiten, wie der Hund, dessen Ohren, aber mit blutigen Wundrändern, das Bild des Gottes häufig aufweist. Xolotl heißt aber auch der Zwilling, und aus diesem Grunde erklären sich wohl die vielfachen Anklänge zwischen Xolotl und Quetzalcoatl, dessen Name bald als die gefiederte Schlange, gelegentlich aber auch als der geschmückte Zwilling erklärt wird. Zwillingsgeburten galten in dem Kulturkreise der Indianer von Mittelamerika als Abnormitäten; man schrieb ihnen eine Unheil verkündende Bedeutung zu, und meinte, daß diese nur dann gehoben werden könnte, wenn der eine der Zwillinge sofort nach der Geburt getötet werde. Auf diesem Wege gelangt Xolotl dazu, der Gott derer zu werden, die getötet werden müssen. Es entstehen also Beziehungen besonderer Art zwischen dieser Gottheit und den Menschenopfern, denen wir bei der Besprechung Xipe's näher nachzugehen haben werden. Xolotl ist aber unzweifelhaft gleichfalls eine Sonnengottheit; das ergiebt die Legende, die sich an seinen Namen knüpft. Nachdem die Götter das Weltall und die Erde, aber noch nicht die Sonne erschaffen hatten, saßen sie in Teotihuacan beratend beisammen, wie dieser Schöpfung Licht und Leben eingehaucht werden solle. Sie kamen zu der Überzeugung, daß dies nur dadurch erreicht werden könne, daß einer von ihnen den Opfertod stürbe, und sich in der bis dahin licht- und bewegungslosen Sonne verkörpere. Wie dies zustande gekommen, wird verschieden berichtet. Nach der einen Lesart aber ist es Xolotl, der von den Göttern dazu ausersehen wird, sich zu opfern, der aber darüber so unglücklich ist, daß er sich durch die Flucht dem Schicksal zu entziehen sucht und vor Angst

sich die Augen aus ihren Höhlen weint. Er wird deshalb auch öfters mit den herausgequollenen Augen dargestellt. Er entgeht aber seinem Geschicke nicht: das Opfer wird, nach den einen freiwillig von ihm selbst, nach den anderen von den Göttern an ihm vollzogen, und seitdem hat die Sonne ihren Kreislauf um die Erde angetreten.

Schon bei Tezcatlipoca wurde erwähnt, daß die Central-Amerikaner die Sonne, wenn sie im Westen herabgestiegen ist, ihren Weg nach Osten durch das Reich der Finsternis und des Todes zurücknehmen ließen, daß sie gewissermaßen an eine Sonne der Unterwelt glaubten, die mit deren Symbolen, Hund und Tiger, ausgestattet wurde. Als solche ist im engeren Sinne wohl auch Xolotl aufzufassen. Zwar trägt er Abzeichen Quetzalcoatl's, des Himmels- und Luftgottes; überwiegend sind aber an ihm die unheimlichen Symbole, die ihn als einen Gott der Finsternis charakterisieren. Er hat also vermutlich schon in der alten Heimat seines Kultus überwiegend die düstere Seite einer Sonnengottheit, dem Tezcatlipoca verwandt, vorgestellt, und auf diese Seite ist in der zusammenfassenden Mythologie der späteren Zeit sein Wesen beschränkt worden.

Eine ganz ähnliche Gestalt ist Xipe, der Gott des Menschenschindens. Schon in den Mayahandschriften begegnet uns ziemlich häufig eine Gottheit, die allgemein mit dem aztekischen Xipe identificiert wird. Sie ist kenntlich durch eine breite schwarze Linie, die ihr von der Stirn über das Auge herab quer durch das Gesicht läuft; eine Zeichnung, die auch der mexikanische Gott trägt. Er erscheint wiederholt in Verbindung oder wenigstens in bestimmter Beziehung zum Todesgotte, trägt wie jener, die Symbole von Nacht und Tod an seinem Körper und an seiner Kleidung, und die Beschäftigungen, in denen er dargestellt wird, lassen keinen Zweifel darüber, daß er als eine zerstörende, feindselige Kraft gedacht ist. Er ist es auch, der in der dem Norden entsprechenden Abteilung des Tonalamatls im Codex Cortesianus mit dem Todesgotte das Menschenopfer vollzieht.

Wie diese Vorstellungen entstanden, darüber läßt uns die Mayamythologie im Stich; die Handschriften geben dafür keinen hinreichenden Anhalt, und die Überlieferung ist so ganz stumm über diese Gottheit, daß von den vielen Götternamen, die sie erwähnt, auch nicht einer zu der Gestalt der Darstellungen hat in Beziehung gebracht werden können. Es ist keineswegs ausge-

schlossen, daß Xolotl nichts weiteres ist, als eine landschaftlich veränderte Auffassung derselben Gottheit; sicher aber gilt dies für Xipe.

Auch Xipe war bei den Azteken von Mexiko-Tenochtitlan nur eine entlehnte Gottheit; seine eigentliche Heimat waren die süd-pazifischen Grenzprovinzen, das Land der Yopi. Das ergiebt sich daraus, daß der Name dieser Provinz in allen den Benennungen wiederkehrt, die Attribute des Gottes bezeichnen. So heißt sein Tempel Yopico, sein Priester Yopico teohua, seine Mütze Yopitzontli, seine Pauke: Yopi-huehuetl. Die Yopi sind aber ein den Zapoteken verwandter Volksstamm; sie weisen also auf denjenigen Teil des Nahua-Gebietes hin, in welchem wir, wie oben auseinandergesetzt, die Vermittelung zwischen Maya- und Nahuakultur zu suchen haben.

Welche Rolle Xipe in der Mythologie jener Völker gespielt hat, das verrät eine Stelle in dem Geschichtswerke Sahaguns. Es wurde oben erwähnt, daß neben dem eigentlichen echten Tezcatlipoca von Tezcoco, dem schwarzen: Yayauhqui Tezcatlipoca, noch eine andere Form desselben Gottes, der rote: Tlatlauqui-Tezcatlipoca, verehrt wurde. Dieser rote Tezcatlipoca, vielleicht als Tezcatlipoca der roten Leute aufzufassen, ist der Kriegsgott der Tlapaneca, deren Name auch die Roten bedeutet, und diese Tlapaneca sind ein den Yopi zunächst wohnender, ihnen vielfach verwandter Volksstamm.

Wenn aber Xipe ein Tezcatlipoca ist, so ist er ein Sonnengott, wenn auch in der besonderen düsteren Färbung, welche sich in dem Wesen des Tezcatlipoca verkörpert hat. Daß die Sonnengötter gleichzeitig Kriegsgötter waren, wiederholt sich bei den verschiedensten Stämmen, und die eigenartige Gesichtszeichnung des Gottes, die schwarzen Striche, sind eine weit über den mittelamerikanischen Kulturbereich hinaus reichende Hieroglyphe für Krieg. Dieselbe Bedeutung haben sie natürlich auch da, wo sie, sei es als Striche, sei es als nur punktierte Linien, auf dem Körper und auf der Gewandung des Gottes wiederkehren. Kriegsgott ist Xipe allerdings in hervorragender Weise. Als solchen kennzeichnen ihn fast alle seine Attribute: das Steinmesser, welches ja auch bei seinem schwarzen Bruder als Zeichen der Schärfe eine bedeutende Rolle spielt, der Rasselstab, der Wachstum und Stärke symbolisiert, der Schild, dessen Zeichnung an das Tigerfell erinnert, das Symbol des reißenden Verderbens, sein Banner mit dem Kreuze, welches auch die Chachalmeca, die Todesgötter, führen.

Wie aber der schwarze Tezcatlipoca der Herr des Telpochalli war, des Hauses, in dem die waffentragende Jugend ihre Ausbildung erfuhr, so war Xipe der Herr des Temalacatl, des Steines, auf welchem die Kriegsgefangenen den Opfertod erkämpften. Die ehrenvollste Form des Opfertodes war, wie wir weiterhin sehen werden, die, daß der zum Opfer Ausersehene, auf dem Temalacatl gefesselt, mit stumpfen Waffen gegen die scharf bewaffneten Aztekenkrieger sein Leben, so gut er konnte, verteidigte. Dazu aber wurde er aufgeputzt mit den Abzeichen des Gottes Xipe, Abzeichen, die übrigens gleichzeitig von den Heerführern der Azteken im Felde angelegt wurden.

Von den Beziehungen des Gottes zu dem kriegerischen Opfertode (sacrificio gladiatorio) hat man ihm die Bedeutung eines Gottes der Menschenopfer unterlegen wollen. Das ist natürlich ein völliger Irrtum. Das Menschenopfer in seinen verschiedenen Formen war allerdings das höchste und geschätzteste Opfer, welches den Göttern dargebracht werden konnte. Aber es war keineswegs auf den Kultus einzelner Götter beschränkt, und es war stets viel zu sehr ein Mittel zum Zwecke, als daß es eine besondere Gottheit dafür hätte geben können. Es gab vielfache Menschenopfer, mit denen Xipe nicht das Mindeste zu thun hatte; aber in seiner Eigenschaft als Gott der Krieger und besonders als Gott der in den Tod gehenden oder gegangenen Krieger stand er allerdings dem Kampfopfer besonders nahe.

Weiter ist aber, und diese Eigentümlichkeit ist meist über Gebühr betont worden, Xipe der Gott, der in die Haut eines geschundenen Opfers gekleidet wird. Sein Fest heißt Tlacaxipehualitztli, das Menschenschinden, und als der Geschundene wird geradezu sein Name Xipe erklärt. Aber auch diese Opferform ist weder für ihn ausschließlich noch in besonderer Weise charakteristisch. Sie bringt ihn vielmehr in Beziehung zu einer Gruppe weiblicher Gottheiten, und zwar solcher, welche die fruchtspendende Erde zu repräsentieren scheinen, in deren Kultus das Schinden des Opfers und das Bekleiden mit seiner Haut einen viel breiteren Raum einnimmt.

Daß Xipe den Sonnengottheiten zur Seite zu stellen ist, das zeigen die Sonnensymbole, die sich in seiner Begleitung finden: das Sonnenzeichen nahui ollin, die Federschlange Quetzalcoatl's, der „rauchende Spiegel" Tezcatlipocas. Und bestätigt wird diese Auffassung durch die vielfach verwandten Züge mit Xiuhtecutli, dem Feuergotte, und der mantischen Bedeutung, die dem Xipe

beigelegt wurde: er ist der Gott der reichen Goldarbeiter, und wer an seinem Tage ce izcuintli (1 Hund) geboren wurde, war bestimmt, reich zu werden, wenn er nicht den Kriegertod starb, der ihm dafür das Anrecht auf ewige Seligkeit gab.

4. Die übrigen Himmelsgötter.

Den Übergang von den Sonnengöttern zu den Gottheiten der anderen Naturphänomena vermittelt am geeignetsten Kukulkan-Quetzalcoatl, die gefiederte Schlange. Er ist neben Huitzilopochtli die bekannteste Figur der mittelamerikanischen Mythologie und diejenige, die am meisten von allen zu legendarischen Bildungen Anlaß geboten hat. Auch Quetzalcoatl ist mehrfach aufgefaßt worden als eine geschichtliche Persönlichkeit, die erst nach ihrem Ableben göttlicher Ehren gewürdigt worden ist. Seine Legende macht ihn zum Priesterkönige von Tula, der Stadt, an welche sich in den aztekischen Überlieferungen alle Vorstellungen von Weisheit und Kunst knüpfen. Daß diese Tolteken-Legende aber eine Fiction ist, der mindestens niemals das historische Tula, im Nordosten von Mexico, zugrunde gelegen hat, kann nunmehr wohl als ausgemacht gelten.

Die Vorstellungen, die wir in dem Quetzalcoatl der Nahua-Völker wiederfinden, spielen schon bei den Mayavölkern, und zwar sowohl bei den älteren in Chiapas als bei den jüngeren in Yucatan eine bedeutende Rolle. Für die ersteren können wir vielleicht keinen Namen nennen: ihre bildlichen und hieroglyphischen Darstellungen sind lautlich für uns stumm, aber sie reden eine nicht zu verkennende Bildersprache. Bei den jüngeren Maya heißt die Gottheit Kukulkan oder Gukumatz, und beides bedeutet ebenso wie Quetzalcoatl die gefiederte Schlange, die Vogelschlange. Die Mayakunst ist in diesem Falle deutlicher als die der Nahua: der Quetzalcoatl der letzteren erscheint überall vollkommen anthropomorphisiert, wie alle anderen Götter, und selbst die ihm charakteristischen Attribute deuten nicht mehr ausgesprochen auf seinen Namen hin. Bei den Maya aber wird der Gott außerordentlich häufig geradezu in die Gestalt der Tiere gekleidet, von denen er benannt ist: seltener in diejenige des glänzend gefiederten Quetzal, des Vogels, der noch heute den Indianern von Yukatan als heilig gilt, um so häufiger aber in die Gestalt einer Schlange, deren in bestimmter Weise gezierter Leib vermutlich

auch das Element des „Gefiederten“ für die alten Eingebornen zum Ausdruck gebracht hat.

Was das Symbol der gefiederten Schlange eigentlich zu bedeuten hat, ist noch nicht vollkommen aufgeklärt. Es hat aber eine außerordentlich weite Verbreitung gehabt. Selbst außerhalb des mittelamerikanischen Kulturkreises, bei den Pueblo-Völkern des Tafellandes im Westen der Vereinigten Staaten, ist es verbreitet gewesen, und in dem Balülükong der Zuñi's hat sich bis auf den heutigen Tag eine Erinnerung daran erhalten. Innerhalb des mexikanischen Kulturkreises erscheint die Schlange an den verschiedensten Orten und in Verbindung mit verschiedenen Gottheiten. Sie spielt in den Denkmälern von Palenque und von Menche eine bedeutsame Rolle, sie kehrt auf den Holztafeln von Tikal wieder und in Chichen-Itza sind die Schlangenleiber und Schlangenköpfe eine fast an jedem Bauwerke wiederkehrende skulpturelle Eigentümlichkeit. Aber auch der Tempel der Xochiquetzal in Xochicalco zeigt einen rund herumlaufenden Fries von gewundenen Schlangenleibern, der auffallend einem Motive von Palenque ähnelt. In den Mayahandschriften erscheinen die Schlangen sowohl in Beziehungen zu Itzamna als zu Kukulkan, und noch zu einigen anderen Göttern, deren Benennung noch nicht endgiltig feststeht. Seltener erscheinen sie in den Schriften der Nahua-Völker; dagegen wissen wir gerade auch von diesen, daß die Schlangen in ihrem Kultus mehrfach eine Rolle spielten. Eine große Bedeutung hat man dem Umstande beigelegt, daß in den Mayahandschriften die Schlangen vielfach in Verbindung mit Zahlen und Daten auftreten, und zwar besonders oft in der Form, daß die Schlange in sich selbst verschlungen einen geschlossenen Raum bildet, dem eine Zahl oder ein Datum eingeschrieben ist. Man hat darin etwas voreilig eine Beziehung der Schlange zum Kreislaufe der Zeit resp. zur Ewigkeit sehen wollen. Das ist natürlich nur eine willkürliche Übertragung einer indogermanischen Vorstellung auf amerikanische Verhältnisse. Die Zusammenhänge, in denen diese Schlangenfiguren erscheinen, geben nicht den mindesten Anhalt dafür, eine solche Übereinstimmung der Vorstellungen zu begründen.

Ob in allen diesen Fällen die mythologisch-symbolischen Schlangen als gefiederte Schlangen anzusprechen sind, ist freilich zweifelhaft. In vielen Fällen finden sich auf ihrem Körper Zeichnungen, die teils direkt eine Federbedeckung nachzuahmen schei-

nen, so besonders in manchen Skulpturen von Chichen Itza, teils Figuren, die mit denen völlig übereinstimmen, welche als Darstellungen Kukulkans angesehen werden müssen.

Über die Darstellung dieser Gottheit sind allerdings die Ansichten der Forscher bis vor kurzem ziemlich auseinander gegangen. Aus dem Umstande, daß die Schlange als Begleiterin verschiedener Götter erscheint, hat man schließen zu dürfen geglaubt, daß Kukulkan nicht notwendigerweise durch besondere Schlangensymbole gekennzeichnet sein müsse, daß diese nicht notwendig nur auf ihn bezogen werden können. Das letztere muß unzweifelhaft zugegeben werden. Aber wenn wir aus der Überlieferung erfahren, daß bei verschiedenen Zweigen der Mayavölker übereinstimmend eine Gottheit verehrt wurde, deren Name — Kukulkan, Gukumatz — die Bedeutung gefiederte Schlange hat, und wenn uns anderseits in den Skulpturen und Handschriften der Maya wiederholt und übereinstimmend eine Götterfigur begegnet, die bald in ganz menschlicher Gestalt in Begleitung von Schlangensymbolen oder auch ohne solche, dann aber auch in der Form begegnet, daß der Kopf resp. Oberkörper derselben in einen Schlangenleib verläuft, da sind wir wohl berechtigt, deren Identität mit dem Gotte der gefiederten Schlange anzunehmen, wenn dem nicht besondere Schwierigkeiten in ihren Attributen und sonstigen Begleiterscheinungen entgegenstehen.

Nun besagt uns freilich die eigentliche Mayatradition recht wenig von dem Kukulkan-Gukumatz. Er erscheint im Popol Vuh, dem heiligen Buche der Quiches von Guatemala, mehr oder weniger in der Rolle des Schöpfergottes, die doch nicht ihm, sondern eher dem Itzamna zukommt. Sonst gilt er als der Gesetzgeber der Mayavölker, der Begründer des Kalendersystems, d. h. als der Bringer der Gesittung. Daneben ist er ein großer Zauberer, der Gutes und Böses über die Menschen heraufzubeschwören vermag, eine häufig wiederkehrende Vorstellung, die wohl dahin zu erklären ist, daß die Eigenschaften seiner Priester, die auf der niedersten Entwicklungsstufe den Medizinmännern gleich gedacht werden, auf den Gott selbst übertragen sind. Kukulkan sollte nicht im Lande geboren und gestorben sein, sondern war über das große Wasser gekommen und über dieses wieder verschwunden; er hatte aber verheißen, auf demselben Wege zu seinem Volke zurückzukehren. Sein Äußeres schildert die Überlieferung als das eines alten Mannes, der in lange Gewänder gekleidet einherging und Sandalen an den Füßen trug. Obwohl er nicht eigentlich

ein Sonnengott war, wurde auch ihm ein Bart zugeschrieben. Eine besonders wertvolle Notiz ist aber die, daß Kukulkan bei den Tzendales, d. h. den Maya-Völkern des Usumacinta-Gebietes, dargestellt worden sein soll mit menschlichem Gesicht, aber mit dem Körper einer Schlange, und zwar wird hinzugefügt, einer Wolkenschlange. Hier haben wir nicht nur die klare Übereinstimmung mit den bildlichen Darstellungen, sondern auch den Hinweis auf das Element des Wassers, durch welchen ebenso sehr das eigentliche Wesen des Gottes charakterisiert, als die Erklärung für seine Darstellungen in den Handschriften gegeben wird.

Der Gott mit dem Schlangenkörper begegnet uns auf drei Reliefbildern, von Palenque, von Menché, von Tikal, alle drei in oder nahe dem Tzendal-Gebiete gelegen. Er begegnet uns aber auch in den Handschriften, dem Dresdensis und dem Tro-Cortesianus, und zwar ist er diejenige Gottheit, die uns darin weitaus am häufigsten und in zwei offenbar legendarischen Reihen von Abbildungen entgegentritt. Aus diesen ergiebt sich unzweifelhaft, daß er als eine wohlthätige, menschenfreundliche Gottheit gedacht wurde. Vielfach wird er dargestellt, wie er mit dem Pflanzholz den Boden lockert, und ihm die Samenkörner anvertraut. Ein anderes Mal ist er mit Fischfang beschäftigt, wandert mit Stab und Bündel einher, fährt im Nachen über das Wasser oder sitzt fastend in seiner Klause. Besonders häufig erscheint er in Beziehungen zu dem Wasser: er wandelt im Regen einher, oder er erfleht ihn vom Himmel. Auch mit dem Blitz kommt er vor; feuerbringende Hunde, die Blitztiere, sind seine Begleiter. Die Schlange deutet gleichfalls auf Beziehungen zu den Wolken und zum Blitze.

In den Vorstellungen der Maya ist Kukulkan offenbar eine der hervorragendsten Göttergestalten. Wenn auch der Westen (die Gegend des Paradieses?) als seine eigentliche Heimat galt, so erscheint er doch als Herrscher aller vier Himmelsgegenden, ebenso gut als aller vier Elemente. Er ist die Gottheit, welcher das Kreuz, das Symbol der vier Himmelsgegenden, geweiht war, welches die Christen zu ihrer größten Verwunderung in Central-Amerika kaum weniger verehrt antrafen, als in ihrer Heimat.

In der ursprünglichen Auffassung des Kukulkan scheinen Momente obgewaltet zu haben, die ihn vielfach in unmittelbare Beziehungen zum Sonnengotte brachten. Aber so, wie er uns in den legendarischen Darstellungen und in der Überlieferung entgegentritt, ist er unverkennbar ein Gott der Regenperiode, die

über das Meer von Blitz und Donner begleitet heranzuziehen scheint, die das unter den glühenden Strahlen der Sonne versengte Erdreich befruchtet und zu neuem Leben erwachen läßt, und somit für den Menschen der Bringer alles Guten ist, die aber, nachdem sie ihre Wohlthaten voll und reichlich gespendet, in der entgegengesetzten Richtung hin verschwindet, wenn auch unter der Verheißung einer Wiederkehr, die erst rein naturalistisch von dem Kreislauf der Jahreszeiten abgeleitet, mit der Zeit eine Art von messianischer Hoffnung wird.

Die Erscheinung, daß die Gottheiten, die bei anderen Völkern eine umfassendere und allgemeinere Bedeutung besessen hatten, uns in der aztekischen Mythologie mit einem viel beschränkteren und einseitiger spezialisierten Wirkungskreise entgegentreten, ist eine zu häufige, als daß sie in dem Falle der gefiederten Schlange unsere Verwunderung erregen könnte. Aber da wir hier in der Lage waren, die Bedeutung der Gestalt schon bei den Maya etwas klarer zu erfassen, läßt sich die Umbildung in den aztekischen Gott um so deutlicher verfolgen.

Auch die aztekische Mythologie kennt eine Gottheit mit dem Namen der gefiederten Schlange, und wem die Quetzalcoatl-Legende einigermaßen vertraut ist, dem wird die vielfache Übereinstimmung mit der des Kukulkan nicht entgangen sein. Quetzalcoatl gilt als der Gott der Tolteken; er wird vielfach als eine geschichtliche Persönlichkeit an den Anfang des Toltekenreiches gesetzt, und da man in den Tolteken die Väter aller Kulturerrungenschaften erblickte, deren sich die Völker Mittel-Amerikas erfreuten, so war Quetzalcoatl, wie Kukulkan, der Bringer der Gesittung, der Vater der Schrift, der Ordner des Kalendersystems. Da aber bei den Nahua mehr noch als bei den Maya alle geheime Wissenschaft in den Händen der Priester, alle Kunstfertigkeit im Dienste der Götter sich befand, so wurde Quetzalcoatl das Prototyp des Priesters. So macht ihn denn auch die Legende seltener selbst zum Könige, als vielmehr zu dem von königlichem Blute entsprossenen, aber neben, wo nicht über dem Könige stehenden Oberpriester.

Quetzalcoatl wird fast immer als ein Sohn des alten Schöpfergottes dargestellt; wie dessen Name, so wechselt auch der seiner Mutter, die bald Chimamatl, bald Chalchiuh-huitztli, bald Chimalma genannt wird, immer aber wohl als die Urgebärerin, die Erde, gedacht wird. Er soll in Chicunah-huizcatl oder auch in

Cholula zur Welt gekommen sein, und dort in priesterlicher Zurückgezogenheit bis zu seinen Mannesjahren gelebt haben. Der Gottesdienst, den er übte, hatte nichts gemein mit dem blutigen Kultus der Azteken, sondern er bestand in Beten, Fasten und Kasteiungen. Er soll die Form des Opfers erfunden haben, bei welcher der Darbringende sich durch den Riß scharfer Dornen Blut aus der Zunge, aus den Ohrläppchen oder anderen Körperteilen entzieht, und die so hervorgelockten Tropfen auf trockenem Grase oder auf Blättern der Agave mit Räucherungen den Göttern darbringt. Seine Opfer wurden aber ganz besonders erhört: in seinem Lande spendete die Natur mit doppelter Fülle und die Bewohner desselben waren mit allen Glücksgütern reichlich gesegnet. Aber diesem glücklichen Zustande war keine ewige Dauer beschieden. Eines Tages, als Quetzalcoatl krank und schwach darniederlag, klopfte ein großer Zauberer in der Gestalt eines Bettlers an die Thür seines Palastes und verlangte den königlichen Priester zu sehen. Nach einigem Verhandeln wurde er denn auch vorgelassen, besonders weil er behauptete, eine Medizin für die Krankheit Quetzalcoatls zu besitzen. Aber die Medizin war der berauschende Pulque, und Quetzalcoatl trank davon so viel, daß er nicht nur das Bewußtsein verlor, sondern auch sein priesterliches Keuschheitsgelübde vergaß. Nach diesen Vorgängen war seines Bleibens nicht mehr in seiner Heimatstadt. Unter dem Einflusse des Zaubertrankes machte er sich von vieren seiner Schüler begleitet auf, um das Land Tlapallan, die Urheimat der Menschen und Götter (ähnlich Tamoanchan, dem Paradiese), zu suchen. Wo er hinkam, verbreitete er seine segensreiche Lehre, und unterrichtete die Menschen in allen Künsten und Wissenschaften, so daß seine Wanderungen dem Lande zu großem Vorteile dienten. Ihm selbst aber ließ der Zauber keine Ruhe, und wenn er auch Tage und Jahre rastete, immer trieb ihn die Sehnsucht nach Tlapallan, die er mit dem Tranke des großen Zauberers eingesogen hatte, wieder von dannen, bis er endlich das Gestade des Meeres erreichte. Von dort ließ er seine Begleiter in die Heimat zurückkehren; er selbst aber bestieg ein Schiff und segelte auf das Meer hinaus, immer weiter, um Tlapallan zu suchen. Seitdem ist Quetzalcoatl nicht wieder gesehen worden; er hat aber seinen Anhängern verheißen, daß er dereinst über das Meer her zu ihnen zurückkehren und ihnen alle Herrlichkeiten der Erde bringen werde.

Der Quetzalcoatl der offiziellen aztekischen Religion, wie wir ihn in den Bilderschriften und bei Sahagun finden, ist nur noch eine Windgottheit. Bei den Azteken wird er, obwohl sein Name auch in deren Sprache die gefiederte Schlange bedeutet, niemals mit dem Schlangenleibe, oder auch nur mit besonderen Schlangenattributen dargestellt. Als Windgott läßt ihn die wie zum Blasen vorgetriebene Mundpartie und das spiralförmige Muschelgeschmeide (Symbol des Wirbelsturmes) erkennen. Weiter ist ihm eine eigentümliche mit Tigerfell überzogene Mütze und ein Stirnband von Türkisen, Symbol des Reichtums, eigentümlich. Besonders aber erscheint Quetzalcoatl mit den Attributen des Priesters. Was Tezcatlipoca und Xipe für die Kriegerkaste sind, das ist er für diejenige der Priester, deren oberste seinen Putz und seinen Namen tragen, wie die Feldherren den Schmuck Xipes.

Die Azteken haben niemals das Bewußtsein dafür verloren, daß Quetzalcoatl ihnen eine fremde Gottheit war. Man darf kaum Gewicht darauf legen, daß die legendarischen Vorgänge, die sich an seinen Namen knüpfen, nach Tula und in das alte Reich der Tolteken verlegt werden: die Geschichtlichkeit dieses Reiches ist eine zu fragwürdige. Immerhin verdient es vielleicht Erwähnung, daß Tezcatlipocas, des Gottes der jüngeren Nahuavölker, Feindschaft sich nicht auf Quetzalcoatl beschränkt, sondern auch den Untergang des Toltekenreiches veranlaßt. Die heilige Stadt Quetzalcoatls aber ist das einige Meilen südlich von Mexiko gelegene Cholula, zur Zeit der Eroberung die eigentliche Priesterstadt, wie es in älteren Zeiten Teotihuacan im Nordosten gewesen zu sein scheint. Dort befand sich der große pyramidenförmige Tempel des Gottes, von dem die Spanier Wunderdinge zu berichten wußten, dort war der Sitz der Priesterschulen, der klosterartigen Häuser für die religiösen Bruderschaften u. a. m. Die Vorherrschaft der Azteken katte zur Zeit der Eroberung die Bedeutung Cholulas schon herabgedrückt; es hatte die Rolle des religiösen Mittelpunktes an Mexico-Tenochtitlan und an den großen Tempel Huitzilopochtlis abtreten müssen. Als aber die wunderbaren Fremdlinge über das Meer daherkamen, und an den östlichen Gestaden an Land gingen, angethan in glänzend leuchtende Gewänder und bärtig, wie es Quetzalcoatl gewesen sein sollte, da erinnerten sich Montezuma und seine Berater der Verheißung einer Wiederkehr des Gottes. Reiche Opfer wanderten auf seine

Altäre nach Cholula, und seine Priester wurden berufen, den Gott zu versöhnen.

Der Windgott hatte auch bei den Azteken noch nicht völlig die Beziehungen zu der Regenzeit eingebüßt: er galt als derjenige, der dem Regengotte die Straße fegt, seinen Einzug bereitet. Bei der außerordentlichen Bedeutung, welche in den Tropenländern für die Fruchtbarkeit, für das Gedeihen der Saaten, dem Regen zukommt, ist es nur natürlich, daß die Gottheiten des himmlischen Wassers in der Mythologie eine hervorragende Rolle spielten. Bei den Mayavölkern verdankt Kukulkan seine hervorragende Bedeutung dem Umstande, daß er gleichzeitig der Gott des Regens und derjenige der windgetragenen Wolken ist. Neben ihm ist für einen besonderen Regengott nicht viel Platz geblieben. Wir erfahren denn auch in den Überlieferungen nicht viel mehr als Namen solcher Götter. Chac, der Regengott der Maya von Yukatan, wird recht eigentlich als das Seitenstück des mexikanischen Tlaloc angesehen; wir wissen aber von ihm fast gar nichts, und in den Mayahandschriften scheint er nicht vorzukommen. Möglicherweise ist auch der Gott Ah-bolon-tzacab, der Gott des Wassersegens, nur eine andere Form des Chac. Sein Name bedeutet Herr der neun Generationen und soll wohl seine Gedeihen spendende Kraft zur Anschauung bringen. Er ist vermutlich mit dem Kukulkan und Quetzalcoatl nahe verwandt, und deshalb erscheint er auch in den Darstellungen der Handschriften diesem sehr ähnlich. Er scheint bei den Maya die Rolle gespielt zu haben, auf welche Quetzalcoatl zuletzt bei den Azteken beschränkt wurde. Er wird mit einer eigenartig verlängerten Nase, aber sonst mit den Zügen Kukulkans dargestellt, und diese ornamentale Nase deutet nach Analogie anderer Götterfiguren jedenfalls den Sturmwind an, den Vorboten der Regenzeit.

Auch bei dem Regengotte der Nahua, dem bald als einzelne Persönlichkeit, bald vielfach gedachten Tlaloc, fehlt es nicht an Hinweisen auf seine nahe Verwandtschaft mit Quetzalcoatl. In seiner beschränkteren Bedeutung als Windgott, in der er auch den Namen Nahui Ehecatl (4 Wind) führt, ist Quetzalcoatl besonders der Priester und Diener Tlalocs, dem er die Straße fegt. Die Attribute Tlalocs, die Blitzschlange, das Beil, die Abzeichen des priesterlichen Amtes, die Räuchertasche und die Symbole der Kasteiung, würden ebenso gut den Quetzalcoatl charakterisieren können. Wie das Reich dieses in Tulan als ein Land paradiesi-

schen Überflusses geschildert wird, so ist auch Tlalocan, das Reich Tlalocs, das Paradies, in welchem die Seelen der Abgeschiedenen, die dahin gelangen, in ewigem Überfluß schwelgen. Die nahe Verwandtschaft zwischen den beiden Gottheiten spricht sich auch in dem aztekischen Hymnus auf Tlaloc aus, der auf uns gekommen ist. Der Gott erscheint darin als der Herr der vier Himmelsgegegenden, und als der, der nach der Dürre des Sommers zurückkehrt, um die Entbehrenden mit seinem Segen zu laben. Wenn aber auch Tlaloc vielfach mit Quetzalcoatl-Kukulkan übereinstimmend als Gottheit der Regenperiode angesehen wird, so liegt doch in seiner Natur noch ein anderes Moment, welches den anderen Göttern fehlt. Tlaloc ist nicht nur der Gott des Wassers, welches als segenschwangeres Gewölk am Himmel daherzieht, sondern er ist noch mehr der Patron des Wassers, das bereits zur Erde herniedergefallen ist: er ist der Herr der Gewässer, der Seen, der Ströme und der Bäche. Da aber die Wasser der Erde alle ihren Lauf von den Bergen her zur Tiefe nehmen, wie die des Himmels von den Wolken zur Erde fallen, so stellte man sich eine gewisse Ähnlichkeit des Wesens zwischen Wolken und Bergen vor, und betrachtete die letzteren in derselben Weise als die Heimat der irdischen Gewässer, wie jene es für die himmlischen waren. So wurden die Berge ganz besonders als Wohnplätze Tlalocs angesehen, auf den Spitzen der Berge wurde sein Reich Tlalocan gedacht, und selbst sein Tempel in Mexico-Tenochtitlan erhob sich auf der Spitze der großen Tempelpyramide neben demjenigen Huitzilopochtlis.

In seinen Darstellungen spielt natürlich die blaue Farbe eine hervorragende Rolle, die auch im mittelamerikanischen Kulturkreise diejenige des Wassers ist. Blau ist seine Kopfbedeckung und seine Nackenschleife. Daneben ist es der Türkis, der in seinem Schmuck eine große Rolle spielt, gleichzeitig wegen seiner blaugrünlichen Farbe und in seiner Eigenschaft als Symbol des Segens und des Reichtums, der für den Tropenbewohner durch den Regen bedingt war.

Im Gefolge Tlalocs erscheinen noch eine Anzahl anderer Gottheiten, die ihm so sehr wesensgleich gedacht wurden, daß man sie oft geradezu als Tlaloques bezeichnet. Ein solcher ist der Tomiauhtecutli, dessen Heimat vermutlich im Lande der Chinampaneka zu suchen ist. Ebenso der Nappatecuhtli, der als besonderer Protektor der Mattenflechter galt. Endlich auch

Yyauhqueme, der auf dem Berge Tacubaya verehrt wurde. All diese Gottheiten sind nur landschaftliche Varianten des Tlaloc, in welchem die wesentlichsten Züge ihres Wesens aufgegangen waren, so daß ihre Charakteristik nur noch eine schattenhaft abgeblaßte ist in der aztekischen Überlieferung.

Man hatte aber noch geradezu ein ungezähltes Gefolge dem Tlaloc beigegeben: das sind bei den Maya die Ppuz, die Zwerge, bei den Mexikanern die Tepictoton, die Kleinen. Wie die Wolken am Himmel, oder die Berge am Horizonte sich in endloser Zahl und Mannigfaltigkeit erheben, so glaubte man auch ihre göttlichen Repräsentanten als zahlreich, wenn nicht zahllos annehmen zu müssen. Zwergenhaft klein aber wurden die Tepictoton vielleicht deshalb gedacht, weil man die Kleinen als diejenigen ansah, die aufsprossen und gedeihen sollten, wie es der Regen in der Natur bewirkt. Vielleicht steht die Vorstellung ihrer Zwergengestalt auch noch in einem anderen Zusammenhange, denn man brachte den Tepictoton wie den Tlaloques mit Vorliebe Kinder im zartesten Lebensalter zum Opfer.

5. Die Gottheiten der Erde.

Die Tlaloques haben uns von den Gottheiten der himmlischen Erscheinungen herniedergeführt auf die Erde. Ein Gegensatz zwischen Himmel und Erde bestand allerdings keineswegs in den Vorstellungen der mittelamerikanischen Völker. Wie in der Gestalt Tlalocs so finden sich auch in vielen anderen Gottheiten Elemente des einen Bereiches mit solchen des anderen gemischt.

Ziemlich allgemein sah man in der weiblichen Gottheit, die man dem alten Schöpfergotte zur Seite stellte, in der Xmucame, der Tonacaciuatl, Omeciuatl, und wie sie sonst genannt wird, eine Repräsentantin der Erde, denn die Begriffe des Gebärens und Hervorbringens fließen wohl bei allen Völkern in der Periode einer naiven Spekulation in einander über. Aber so verschwommen, wie die gesamten Vorstellungen über diese Göttergruppe, waren auch diejenigen über ihre Beziehungen zur Erde.

Neben der Xmucame, die bald als Gattin Itzamnas bald Kukulkans gedacht worden zu sein scheint, kommen auch bei den Maya noch die Namen anderer weiblicher Gottheiten vor, die mit der allerzeugenden Erde in Verbindung zu bringen sind. So Ix Chel, der Regenbogen, oder Ix Kan Leom, die, die den Morgentau

auffängt, unverkennbar ein Symbol der durch das himmlische Wasser befruchteten Erde. Sie ist es, welche den Kindersegen in die Welt gebracht hat. Sie gilt als die Mutter der Bacabs, der Repräsentanten der vier Himmelsgegenden, und gleichzeitig der Träger des Himmels. Zuhuy Kak, gleichfalls eine Beschützerin der Kinder, ist vielleicht nur eine andere Bezeichnung für dieselbe Göttergestalt. In den Mayahandschriften spielen diese Erdgöttinnen nur eine unwesentliche Rolle; sie erscheinen nur vereinzelt den bekannten Gestalten der Hauptgötter zugesellt. Die einzige Reihe von Darstellungen, in denen eine weibliche Gestalt regelmäßig wiederkehrt, läßt sich nach unserm gegenwärtigen Stande der Kenntnisse mit keiner bestimmten Gottheit in Beziehung bringen.

Erst bei den Nahua-Völkern treten uns schärfer charakterisierte Figuren entgegen. Wenn sich uns abermals eine Vielheit von Göttinnen darstellt, die offenbar wesensgleich sind, und nur verschiedene Modifikationen nahe verwandter Vorstellungen zum Ausdruck bringen, so ist dies ein erneuter Beweis dafür, daß die Vielgestaltigkeit des mexikanischen Olympes nur durch die Zusammenhäufung der Göttergestalten von zahlreichen in dem Aztekenreiche vereinten Völkerschaften entstanden ist. Die Verwandtschaft zwischen einer ganzen Reihe von Göttinnen, die alle mehr oder weniger Repräsentantinnen der fruchttragenden Erde sind, ist eine so nahe, daß sie häufig eine für die andere eintreten, und häufig unter einander verwechselt werden. Unter den Namen Toci, Tlaçolteotl, Teteoinnan, Ixcuina, Hueitonantzin wird eigentlich nur ein und dieselbe Göttin verstanden. Sie ist die Urgebärerin, und deshalb gelegentlich die Gattin des Tonacatecutli oder Ometecutli; sie ist aber auch das Prototyp der Weiblichkeit: sie trägt deshalb trotz ihres Götterschmuckes das in zwei Locken über der Stirn aufstrebende Haar, wie es bei Maya- und Nahuavölkern den verheirateten Frauen eigentümlich war. Sie führt auch die Symbole der weiblichen Thätigkeit: den Besen, die Spindel und das Schlagholz; Spinnen und Weben sind ihre Erfindungen und erst von ihr den irdischen Weibern gelehrt worden. Sie ist deshalb die Patronin der Weber und derjenigen, welche die kunstvollen Federgewänder herstellen. Sie ist aber ebenso unverkennbar eine Göttin der Erde; der eigenartige Stab, mit der Rassel der Klapperschlange geziert, welcher den Tlaloc und die Tepictoton als Herren des rauschenden Wassers kenn-

zeichnet, das aus den Bergen herniederrieselt, ist auch verschiedenen Formen dieser Göttin eigentümlich. Unter dem Einflusse des Wassers erwacht die Natur zum Leben, sie wird befruchtet, und sie gebärt, und so ist die Göttin auch die Beschützerin des Naturlebens. Sie läßt die Saaten gedeihen, sie läßt allerlei heilsame Kräuter der Erde entsprießen, und lehrt die Menschen deren Heilkraft erkennen. So wird sie einerseits zur Göttin der Pflanzen und Blumen und zur Patronin der Gärtner und Kranzwinder, anderseits zur Patronin der Medizinmänner, die sich rühmen, von ihr die geheime Wissenschaft erlernt zu haben, wie man die verschiedenen Krankheiten der Menschen bekämpft. Allein der Medizinmann heilt nicht nur Krankheiten, sondern er kann auch Krankheit und Unglück über die anderen Menschen bringen, er wird als Zauberer zu einem Geschöpfe mit übernatürlichen Kräften. Diese Zaubergewalt ruht aber selbstverständlich in ungleich hervorragenderem Maße in der Gottheit, die ihm ihre Kräfte leiht, und so wird die Göttin zur mächtigen Zauberin, die dem einen Reichtum und Segen, dem anderen Not und Unglück beschert.

Natürlich finden sich diese Züge nicht alle gleichmäßig bei den sämtlichen verwandten Gottheiten ausgebildet. Je nach landschaftlichen Eigentümlichkeiten treten hier diese, dort andere Seiten der Göttin mehr in den Vordergrund, und geben den Anlaß dazu, daß mythologische Weiterbildungen ihres Wesens eintreten, die der einzelnen Gottheit eigentümlich sind.

In der Gestalt der Toci kommen diejenigen Züge am deutlichsten zum Ausdruck, welche an die weibliche Schöpfergottheit anklingen. Ihr Name Toci bedeutet „unsere Großmutter, Urahne", auch heißt sie Teteoinnan, die Göttermutter. Ihre Heimat ist Tezcoco, und nach einer Legende läge auch ihrer Gestalt eine geschichtliche Persönlichkeit zu Grunde. Darnach ist Toci eine Tochter des Königs Achitometl von Culhuacan, und wird von den Azteken als Gattin ihres ersten Königs Huitzilopochtli erbeten. Achitometl läßt sie denn auch mit fürstlichem Gefolge nach Mexico bringen, und folgt selbst kurze Zeit nachher der Aufforderung, dem Vermählungsfeste beizuwohnen. Dort macht er aber die schmerzliche Entdeckung, daß seine Tochter nicht dem Könige Huitzilopochtli angetraut, sondern dem Gotte geopfert worden ist, und mit Abscheu erkennt er in der aus Menschenhaut gebildeten Maske, mit welcher der Opferpriester bekleidet ist, die Züge seines

Kindes wieder. Seit dieser Zeit hätten sie die Azteken als die Großmutter ihres Gottes Huitzilopochtli verehrt.

Dieser Legende liegt aber nicht eine geschichtliche Thatsache zugrunde, sondern sie ist erfunden, um zu erklären, warum die Göttin von Tezcoco auch bei den Azteken göttliche Ehren genoß, und warum die ihr dargebrachten Opfer geschunden, und ihre Priester mit deren Haut bekleidet wurden; eine Form des Opfers, welche übrigens nicht für die Toci allein, sondern für die meisten Göttinnen dieser Gruppe charakteristisch war.

Die Toci ist noch nach anderen Richtungen hin in bezeichnender Weise ausgestaltet worden. Wenn man sich erinnert, daß Tezcatlipoca der Hauptgott der Tezkukaner war, so wird man es verständlich finden, bei der Toci manchen Zügen zu begegnen, welche an diese Gottheit erinnern. Sie ist in manchen Beziehungen dessen weibliches Gegenstück. So z. B. wenn sie zur Göttin der Erdbeben wird. Sie scheint dies geworden zu sein auf dem bei den Sonnen-Feuer-Göttern besprochenen Wege, indem man die segensreiche Wirkung der Wärme von der Sonne auf das Feuer im allgemeinen übertrug, dann aber das Feuer in der Erde als Ausfluß derselben Gottheit betrachtete, wie das über der Erde. Das ergiebt sich daraus, daß die Toci auch zur Göttin von Streit und Krieg wird, daß ihr Fest mit Kampfspielen gefeiert, und an der Grenze gegen das als Erbfeind gedachte Tlaxcala beendet wird. Vielleicht aber liegt ihren Beziehungen zum Erdbeben auch noch eine andere nicht minder nahe liegende Vorstellung zugrunde. Alle Völker haben die Analogie zwischen dem Mutterschoße des Weibes und dem Innern, dem Schoße der Erde, empfunden. Toci, die Urgebärerin, führt als eines der eigentümlichsten ihrer Attribute an ihrem Kopfschmucke eine hohle Kugel oder durchlöcherte Scheibe, und diese wird als Symbol des hohlen Erdinnern, aber auch des Mutterschoßes angesehen, eine Beziehung, die bei der Urmutter und Göttin der Ehe durchaus naheliegend und verständlich ist, und in einem anderen ihrer Namen, welcher Herz der Erde bedeutet, ihren Ausdruck findet. Als Schoß der Erde ist sie dann aber auch wieder die Göttin der Blumen und Gräser, als welche sie besonders in dem Hymnus an die Teteoinnan erscheint.

In dieser Bedeutung berührt sie sich auf das engste mit der Xochiquetzal, der Göttin der Blumen, die durch ihren Tempel

zu Xochicalco, das interessanteste Bauwerk welches aus dem Gebiete der Nahua-Völker auf uns gekommen ist, besonders bekannt geworden ist. Zu der beschränkten Bedeutung einer Blumengöttin ist diese natürlich auch erst in der Mythologie der Azteken geworden, bei denen sie auch Xochitonal, Blume des Tages, genannt wurde. Schon dieser zweite Name deutet auf eine umfassendere Bedeutung hin, denn die Blume des Tages ist auch die Sonne, und daß sie zu dieser Beziehungen besaß, das ergeben die Attribute der Sonnen-Feuergötter, mit denen die Xochiquetzal häufig geschmückt erscheint; das ergeben ihre Beziehungen zu den Kriegern, deren Patron ja stets der Sonnengott ist. Sie wird im Gegensatze zu der alten Toci stets als ein Weib in jugendlicher Vollkraft gedacht. Die Zeichen des weiblichen Fleißes erscheinen auch in ihren Händen; aber sie trägt nicht die charakteristische Haartracht der mexikanischen Frauen, sondern ist nach Art der Krieger frisiert, und trägt den Kopf des Quetzal, des farbenprächtigen Göttervogels, als Helmdevise. Die eigentliche Heimat der Göttin ist Matlatzinco, das Gebiet im Nordwesten von Mexico, dort aber wird sie nicht als Weib sondern als Mann, als Kriegsgott, gedacht. Vermutlich ist es auch die kriegerische Xochiquetzal, welche in der Legende Huitzilopochtlis die Züge hergeliehen hat für die Malinalxoch, die ältere Schwester des Gottes, die als böse Zauberin die Schar der Brüder anführt im Kampfe gegen die Mutter, der in dem gewappnet zur Welt kommenden Gotte ein Schützer ersteht. Die Niederlage der Malinalxoch vor Huitzilopochtli versinnbildlicht möglicherweise nur in mythologischer Sprache die Unterwerfung der Matlahua durch die Azteken.

Ihre nahen Beziehungen zu den Kriegern bekundet die Göttin schließlich auch darin, daß sie die Patronin des Cuicacalli ist, des Hauses, in welchem die Tänzerinnen wohnen. Diese Tänzerinnen aber sind die gefälligen Genossinnen der Krieger, an deren Tänzen sie bei verschiedenen festlichen Gelegenheiten teilnehmen. Dieselbe Ideenverbindung finden wir darin, daß die Vertreterin der Xochiquetzal eine der Frauen ist, welche dem Repräsentanten Tezcatlipocas zugeteilt werden, ehe er als Darsteller der Legende dieses Gottes den Opfertod erduldet.

Von der Toci und Xochiquetzal nur dem Namen nach unterschieden sind die Hueitonantzin, welche, soweit die dürftigen Nachrichten einen Vergleich gestatten, in Meztitlan die gleiche

Rolle spielte, wie jene, und die Ayopechtli, deren Hymnus sie zunächst nur als die Beschützerin der neugebornen Kinder erkennen läßt, die aber nach ihren Attributen gleichfalls eine Göttin der befruchteten Erde ist.

Durch ihre doppelgeschlechtige Natur erinnert an die Xochiquetzal die Göttin der Maisfrucht, die Centeotl. Auch in diesem Falle ist die ältere, den früheren Verhältnissen entstammende Form die männliche. Schon in den Mayahandschriften erscheint außerordentlich häufig eine jugendliche männliche Gottheit, deren Beziehungen zu der Maisfrucht durch unverkennbare Symbole angedeutet sind. Dieser Gott erscheint in den mannigfaltigsten Beschäftigungen, aus denen hervorgeht, daß aus dem Gotte der für fruchtbares Gedeihen symbolischen Maispflanze ganz allgemein eine wohlthätige Reichtum und Überfluß spendende Gottheit geworden war. Ob wir ihn mit dem Yum Kaax, dem Herrn der Erndte, oder dem Ghanan, dem Gotte des Überflusses, von denen die Überlieferungen sprechen, identifizieren dürfen, ist fraglich; unzweifelhaft aber ist er identisch mit der männlichen Form der Centeotl, der Maisgottheit der Mexikaner.

Dieser Gott wird als ein Sohn der Toci gedacht, und an deren Feste spielt er eine wichtige Rolle, aber in einer eigentümlichen Modification seines Wesens, die vermutlich wieder nur eine Folge davon ist, daß für seine Grundbedeutung, die der frucht- und segenspendenden Maisfrucht, in der aztekiscken Mythologie der Platz schon besetzt war. Der Gott Centeotl hat deshalb seine wohlthätige, menschenfreundliche Bedeutung eingebüßt, und erscheint mit dem Namen Itzlacoliuhqui als Gott der Kälte, der die Maisfrucht vernichtet, und im weiteren Sinne als Gott der Sünde, eine Vorstellung, der wir noch bei einer anderen Göttin dieser Gruppe begegnen werden.

Die wohlthätige Bedeutung dagegen konzentrierte sich auf die weibliche Centeotl, auf welche die Vorstellungen, die besonders in der Toci verkörpert waren, und die Fruchtbarkeit des Erdenschoßes zum Ausgangspunkte hatten, übergegangen sind. Sie muß eine große Rolle im Kultus der Azteken gespielt haben, denn die steinernen Bildnisse, welche sie als Göttin der Fruchtbarkeit mit einer großen Masse verschiedenartiger Symbole charakterisieren, sind sehr zahlreich. Die umfänglichere Bedeutung dieser Göttergestalten scheint sie aber mehr als ihre Schwestergottheiten verloren zu haben.

Mit der weiblichen Centeotl gleich gestellt wird die Chicomecoatl (sieben Schlange nach dem Tage ihrer Geburt benannt). Sie wird als junges Mädchen dargestellt, geschmückt mit den Symbolen des Überflusses. Sie ist die Göttin der Frühlingsblumen ebenso wohl als die der reifenden Saaten, und das Land des Überflusses, Tlalocan, gilt als ihre Heimat.

Ihr ist die Xilonen so nahe verwandt, daß man beide Namen für dieselbe Göttin abwechselnd gebrauchte. Sie gilt besonders als die Göttin des jungen Maises, deshalb ist ihr auch die gelbe Farbe, im Gegensatz zu der roten Chicomecoatl, eigen. Im Übrigen stimmt sie aber in Attributen und Bedeutung vollkommen mit dieser überein.

Ein eigenartigeres Gepräge trägt dagegen die Tlaçolteotl. Von den spanischen Chronisten wird sie meist als Göttin der sinnlichen Liebe, ja geradezu als Patronin der Unkeuschheit dargestellt. Eine solche Auffassung darf uns aber nicht irre führen, denn die christlichen Berichterstatter waren sehr geneigt, in der Vielheit der heidnischen Gottheiten die Vorspiegelungen des Teufels zu sehen, und deshalb der Bedeutung derselben einen nach christlicher Auffassung sündhaften Sinn unterzuschieben. Tlaçolteotl ist wie Toci eine Repräsentantin der gebärenden Naturkräfte, und zwar besonders in ihrer Anwendung auf den Menschen. Sie ist die Beschützerin der Liebe, der Zeugung und der Geburt, aber nicht in dem Sinne, daß sie die Unkeuschheit beschützt. Sie ist im Gegenteil die Beschützerin der Ehe, und sie ist es, welche die Ehebrecher straft, die vor ihrem Bilde gesteinigt werden. Zu der Rolle einer Beschützerin des Ehebruchs ist sie nur durch ein Mißverständniß gelangt. Diejenigen, welche sich in der Liebe vergangen hatten, waren gehalten, vor der Tlaçolteotl zu beichten, Buße zu thun und sie zu versöhnen. Nach mexikanischer Auffassung aber wurden sie durch Beichte und Buße ihrer Sünde in jeder Beziehung, auch vor dem weltlichen Rechte, ledig. Und diese keineswegs auf Tlaçolteotl und die Ehebrecher beschränkte sondern ganz allgemeine Auffassung von der Wirkung der Buße ist es, welche dem Mißverständniß zu grunde liegt.

Tlaçolteotl ist dann aber ganz allgemein zur Repräsentantin der sündentilgenden Buße geworden. Als solche führt sie den Namen Tlaelquani, die den Koth frißt, d. h. welche dem Menschen die Unreinlichkeit abnimmt. Der Name hat vermutlich den Anlaß gegeben zu der eigenartigen Darstellung der Buße in den

mexikanischen Bilderschriften: sie wird angedeutet durch einen Menschen, der Koth, Exkremente, frißt.

Die eigentliche Heimat der Tlaçolteotl ist das Land der Mixteken und Huaxteken, sie ist also eine Göttin, die der älteren Gruppe der Nahuavölker angehört, und in deren religiösen Vorstellungen jedenfalls eine umfassendere Bedeutung gehabt hat, als bei den Azteken. Die Attribute, die sie als Urgebärerin, als Symbol der Weiblichkeit und des Naturlebens bezeichnen, erscheinen auch bei ihr, trotz der einseitigen Auffassung, welche sie bei den Azteken gefunden hat. Als Göttin der Huaxteka kennzeichnet sie die Tracht, die ihren Bildern, dann aber auch ihren Priestern angelegt wurde.

Vermutlich ist sie ursprünglich vollkommen gleichbedeutend mit der Huixtocihuatl. Der Name bedeutet die Huaxteka-Frau, und das war ja eben die Tlaçolteotl. In der aztekischen Mythologie ist Huixtocihuatl die Göttin des Salzes oder des Salzwassers. Dazu mag sie von ihrer Heimat her geworden sein, denn die Huaxteka bewohnten das nördliche Küstenland am Atlantischen Ozean nach Tabasco zu. Das wenige, was wir von ihr wissen, bringt sie in nähere Beziehung zu den Tlaloques, den Regengöttern, welche die Fruchtbarkeit der Erde hervorrufen. Sie trägt Wassersymbole auf ihrer Gewandung und Wasserattribute in den Händen.

Insofern berührt sie sich mit einer anderen Göttin verwandter Bedeutung, der Chalchihuitlicue. Ihr Name bedeutet die Frau der Türkisen, und der Türkis, chalchihuitl, ist der Schmuck, der fast keiner dieser Göttinen der Fruchtbarkeit fehlt, denn er ist das Symbol von Reichtum und Überfluß. Allein diese Grundbedeutung, für deren Vorhandensein es an Beweisen in den Attributen der Göttin keineswegs mangelt, hat bei der Chalchihuitlicue eine merkliche Einschränkung erfahren. Sie ist in der Mythologie der Azteken mehr oder weniger ausschließlich zu einer Göttin des fließenden Wassers geworden, eine Bedeutung, welche möglicherweise schon früher stark betont gewesen ist. Es begegnet uns nämlich schon in den Mayahandschriften eine Göttin, für die uns die Überlieferung zwar keinen Namen an die Hand giebt, die aber in den bildlichen Darstellungen nicht selten vorkommt. Sie ist charakterisiert durch einen von Schlangen gebildeten Kopfputz, scheint aber fast mehr noch als das segenspendende, das in seiner Überfülle verderblich wir-

kende Wasser darzustellen, denn sie erscheint geradezu mit den Symbolen von Tod und Verderben geschmückt. Dem widerspricht dann wieder gewissermaßen die starke Betonung der weiblichen Attribute, besonders der Brust, die in den Mayahieroglyphen ein direktes Symbol der Fruchtbarkeit vorstellt. Jedenfalls aber charakterisiert sich die Mayagöttin keineswegs ausschließlich als eine wohlthätige. Darin stimmt sie nun besonders mit der Chalchihuitlicue der Nahua überein. Allerdings sind bei dieser die allen weiblichen Göttinnen der Fruchtbarkeit gemeinsamen Elemente weit stärker betont, als wir dies bei der Mayagöttin nachweisen können; allein auch sie ist gleichzeitig die Göttin, welche durch ein überreichliches Spenden des Wassersegens Unglück und Verderben über die Menschen bringt. Auch bei den Mexikanern findet sich gelegentlich die aus den Mayahandschriften geläufige Darstellung, daß der von der Göttin ausgehende Wasserstrom Menschen und Tiere, Häuser und Bäume, Glücksgüter und Reichtümer mit sich fortreißt.

Nach der entgegengesetzten Seite hin wird der verhängnisvolle Charakter der Erdgöttinnen charakterisiert durch die Chantico oder Quaxolotl. Daß sie von derselben Grundvorstellung sich entwickelt hat, bezeugt sie, indem auch sie als Urgebärerin, als Symbol der Weiblichkeit auftritt. Allein mindestens in den späteren Vorstellungen treten diese Eigenschaften hinter anderen Zügen ihrer Wesenheit erheblich zurück. Sie ist unter den Erdgöttinnen das, was Tezcatlipoca unter den Sonnengöttern ist, und ihr Wesen berührt sich mehrfach direkt mit dem dieses Gottes. Wie sich dessen verschiedene Eigenschaften alle ableiten lassen von der Vorstellung der in sommerlicher Glut sengenden Sonne, so ist die Grundbedeutung der Chantico diejenige der dürstenden Erde. Ihr Name bezeichnet die rote Pfefferschote, ein Erzeugnis der fruchttragenden Erde, eine wohlthätige Würze des Mahles, aber gleichzeitig ein scharfes, brennendes Gewürz. Auch sie wird von dem Begriff des Scharfen zu der allwissenden und strafenden Gottheit; sie ist die Rächerin des Fastenbruches, und ihre Pfefferschote gehörte zu den den Fastenden verbotenen Speisen. Als Allwissende ist sie dann auch die Göttin der Zauberer, aber besonders derjenigen, welche Unheil über ihre Mitmenschen heraufbeschwören. Dann wird sie geradezu selbst zu der Göttin des Unheils, der man Opfer brachte, um sie zu versöhnen, um das Unheil abzuwenden. Insbesondere ist sie die Göttin der Hungers-

not; die trockene, dürstende Erde hört auf, Segen und Frucht zu spenden, sie wird hart, wie Stein. So kehrt auch bei der Chantico das Symbol des Obsidians, des scharfen Steines, aus dem die Opfermesser gemacht wurden, wieder, und sie war die Patronin der Steinschneider. Alles das erinnert auffallend an Tezcatlipoca, und es ist nicht verwunderlich, wenn die Göttin von diesem dann auch Attribute entlehnt, welche zunächst den Feuergöttern zukommen. Eigentlich aztekisch ist auch die Chantico nicht; ihre Heimat ist vielmehr Xochimilco, und die geographischen Eigentümlichkeiten sind gewiß auch hier nicht ohne Einfluß gewesen auf die Ausbildung der religiösen Vorstellungen. Aber ihr Wesen muß wohl den Azteken sympathisch gewesen sein, denn die Chantico genoß einer großen Verehrung in der den Mexikanern geläufigsten Form der Menschenopfer: sie wurden ihr, um ihren Durst zu stillen, an jedem achten Tage dargebracht.

Eine ähnliche Gottheit wurde auch schon bei den Maya verehrt unter dem Namen Yax Cocamut. Sie wird als Göttin der Dürre und der Kälte angesehen; andere Züge aber verraten, daß auch ihr die Vorstellung einer Erdgöttin zu grunde lag, wenn auch in ähnlichem Sinne modifiziert, wie bei der Chantico. Sie wird gewöhnlich nicht mit dieser, sondern mit der Cihuacoatl „der Schlangenfrau" identifiziert, die auch mit dem Namen Quilaztli bezeichnet wird. Auch diese ist zunächst eine Göttin der Fruchtbarkeit; wird doch selbst ihr Name gelegentlich als Mutter der Zwillinge gedeutet, um diese Eigenschaft stärker zu betonen. Aber auch sie ist eine Göttin des Krieges und wird mit dem Sonnengotte Mixcoatl in dieser Eigenschaft in Parallele gestellt.

Daß ganz verwandte Vorstellungen auch der Coatlicue zu grunde liegen, ist unverkennbar. Ihr Name hat dieselbe Bedeutung wie Cihuacoatl; daneben heißt sie Iztaccihuatl, die weiße Frau, und Ilamatecutli, die alte Herrin. Sie wird allerdings vielfach auch mit der Urmutter identifiziert, wie denn überhaupt die meisten dieser Göttinnen als alte, d. h. ursprünglich existirende, angesehen werden. Daß aber auch sie zu den Sonnengöttern in Beziehung gedacht wurde, geht daraus hervor, daß sie gelegentlich dem Xipe zugesellt wird, und daß ihr Name der Mutter Huitzilopochtlis beigelegt wird.

Die Azteken dachten sich die Luft erfüllt von einer ganzen Masse von weiblichen Dämmerungsgottheiten, in denen sich Eigenschaften der Tlaçolteotl, der Chantico und doch auch wieder der

uralten weiblichen Gottheiten vereint vorfanden. Sie waren das Gegenstück zu den Tzitzimime, den männlichen Gestalten, die noch vor der Erschaffung des Lichtes zur Erde herniedergestiegen waren, in deren Zahl sich aber auch die hervorragendsten Sonnen-Feuergötter der älteren Nahuavölker, wie Tezcatlipoca und Quetzalcoatl befanden. Allerdings betrachtete man in den Tzitzimime diese mehr von ihrer unfreundlichen Seite; ihre unheimlichen Zaubergewalten waren öfter dem Menschen feindlich als wohlthätig. Ganz analog entwickeln sich aus den Erdgöttinnen die Cihuapipiltin oder Cihuateteo. Sie waren Göttinnen des Westens, aus dem Hause des Niederganges, und ihre Aufgabe war es, die von ihrem Laufe durch das Firmament ermüdete Sonne am Abende zu empfangen. Aber sie geleiteten sie dann auch auf ihrem Wege durch dessen nächtige Hälfte, und so wurden die Cihuateteo zu Nachtgespenstern. Man glaubte, daß sie in stürmischen Nächten besonders an den Kreuzwegen ihr Wesen trieben, und jedem gefährlich wurden, der sich nicht rein von jeglichem Unrecht wußte. Denn obwohl sie Guten wie Bösen nachstellten, so waren es doch besonders die letzteren, über welche sie Gewalt besaßen. Jedenfalls wohnte ihnen eine ähnliche strafende und sündentilgende Macht bei, wie sie die Tlaçolteotl besaß, und der, der sich vergangen, konnte durch Buße und Opfer auch die Cihuateteo versöhnen: man pflegte ihnen in einer finsteren Nacht am Kreuzwege die Gewänder zu opfern, die man getragen hatte.

Eine Gottheit dieser Gruppe ist endlich auch Itzpapalotl, der Obsidianschmetterling. Dieselbe wird bald männlich, in der Mehrzahl der Fälle aber weiblich gedacht, und deckt sich mit der Oxomoco. In männlicher Form wird Itzpapalotl den Tzitzimime zugezählt, den Dämmerungsgöttern, die als Kinder des Tonacatecutli und der Tonacaciuatl die Erde vor der Erschaffung des Lichtes und der Menschen bevölkerten. In weiblicher Form ist Itzpapalotl eine nach der Seite des Strengen, harten umgebildete Tlaçolteotl; nicht eine Gottheit der Kälte und der Sünde, wie die spanischen Chronisten gelegentlich annahmen, sondern eine, welche die Sünde straft, und als Ahndung begangenen Unrechtes die Saat erfrieren läßt und Unglück und Tod über die Menschen sendet. Die Insektengestalt, welche der Itzpapalotl beigelegt wird, macht es nicht undenkbar, daß auch sie schon bei den Maya ein Gegenstück besaß. In einer Reihe von Darstellungen des Codex

Troano sehen wir ein bienenartiges Insekt, das vielfach in unverkennbar unfreundlichem Sinne auf die irdischen Verhältnisse einwirkt, feuerverbreitend vom Himmel herniederstürzt, oder Tod und Verderben in seinem Gefolge hat. Wenn in diesen Bildern nicht etwa, wie einzelne Forscher angenommen haben, rein irdische, auf die Bienenzucht bezügliche Vorgänge zur Anschauung gebracht werden sollen, dann giebt jedenfalls eine der Itzpapalotl ähnliche mythologische Figur das Motiv für dieselben ab.

Mit den weiblichen Gottheiten der irdischen Fruchtbarkeit ist noch eine andere Gruppe von Gestalten eng verwandt, die auch Symbole des Überflusses irdischer Production darstellen, in denen dieselben aber eine ganz bestimmte und besondere Beziehung gewonnen haben: die Gottheiten des Pulque. Pulque ist der aus dem Safte der Agave Americana gewonnene berauschende Trank, der den Central-Amerikanern den Wein ersetzte. Die berauschenden Getränke spielen in der Mythologie fast aller Naturvölker eine besondere Rolle, und so auch in Mexiko. Ihr Genuß war ein Vorrecht der höheren, besonders der Krieger- und Priesterklasse. Für den gemeinen Mann war es ein Verbrechen, sich am Pulque zu berauschen; nur bei besonderen religiösen Anlässen wurde auch er dieses den Priestern und den Kriegern vorbehaltenen Genusses teilhaftig.

Da die Agave ein besonderes Klima zu ihrem Gedeihen erfordert, und in wildem Zustande in den warmen Länderstrichen der terra caliente nicht gedeiht, so kann die Verehrung von Pulquegottheiten entweder in alter Zeit nicht dieselbe Verbreitung gehabt haben, wie zur Zeit der Eroberung, oder aber es sind mit ihnen in den Vorstellungen der späteren Generationen diejenigen Gottheiten verschmolzen, welche ursprünglich ähnliche berauschende Tränke von anderer Herstellung versinnbildlicht haben. Eine Erinnerung daran hat sich vielleicht in dem erhalten, was von Pantecatl, einem der Pulquegötter, erzält wird. Sein Name bedeutet: der von Panuco, einer Stadt an der atlantischen Küste im Nordosten von Mexiko, einem Tierra-caliente-Gebiet, wo es keine Agave giebt. Pantecatl gilt nun allerdings in der aztekischen Mythologie für einen Pulque-Gott wie die anderen, aber es wird ihm speziell nachgesagt, daß er die narkotische Wirkung gewisser Wurzeln entdeckt habe, durch deren Zusatz man die berauschende Wirkung des Pulque zu erhöhen pflegte. Daß auch die Völker der Tierra caliente ihre Gottheiten

des Rausches besaßen, bezeugt nicht nur der Pantecatl der Huaxteka, sondern auch die Mythologie der Mayastämme, deren ältere Wohnsitze sich ja vorwiegend in den warmen Küstenstrichen des Südostens befanden. Mit dem Namen Acan bezeichnen die Chronisten ausdrücklich eine Gottheit des Pulque, und unterscheiden ihn bestimmt von den verwandten Gottheiten Xoc Bitum, A Kin Xoc und Ix Chebel Yax, die Gesang, Lied und Tanz, die Äußerungen des Frohsinns und der Heiterkeit, darstellen, so wie von Cit Bolon Tun, der Göttin der Heilkraft, und von Ek Chua, dem Gotte des im Wohlleben sich äußernden Reichtums und Überflusses, dem Schutzpatrone der Kaufleute, in deren Stande auch schon im alten Mittelamerika die Pflege des körperlichen Genusses besonders zu Hause gewesen zu sein scheint. Die Zusammenstellung dieser Gottheiten mit Acan hat darin ihre besondere Begründung, daß sie in den dürftigen Aufzeichnungen über die Mythologie der Maya als besondere Gestalten neben einander erscheinen, die reichere Überlieferung aus dem Gebiete der Nahuavölker aber bezeugt, daß die natürliche Verbindung zwischen den berauschenden Wirkungen einerseits und den Äußerungen des Frohsinns andrerseits auch in den Göttergestalten der Mittelamerikaner zum Ausdruck gekommen ist.

Die Zahl der Pulque-Götter, deren Namen uns überliefert werden, ist nicht unbeträchtlich. Sahagun allein zählt deren zwölf auf. Aber schon diese Liste bestätigt, daß auch in diesem Falle eine Zusammenfassung der verschiedenen Stammesgottheiten in der aztekischen Staatsreligion der Vielheit zu grunde liegt, denn viele dieser Namen lassen lokale Beziehungen ebenso klar erkennen wie derjenige Pantecatls. Wesentliche Unterschiede liegen meist nicht weiter vor, als dies örtliche und Stamm-Verschiedenheiten natürlich erscheinen lassen; höchstens gliedern sich um Xochipilli und Macuilxochitl zwanglos diejenigen Gestalten, in denen die Grundbedeutung von festlicher Lustbarkeit überwiegt, zum Unterschiede von Tezcatzoncatl und Macuiltoxtli, deren Gestaltungen unmittelbar die Vorstellungen des angetrunkenen Rausches zu grunde liegen.

Da das Pulque-Trinken eine streng geregelte Übung war, bei der mythologische Beziehungen eine bedeutende Rolle spielten, so galt auch der Rausch, sobald er nicht durch Gesetzesverletzung zustande gekommen war, keineswegs als etwas unbedingt Verwerfliches. Daß sich auch die Mittelamerikaner von der Be-

schränkung der geistigen Fähigkeiten im Rausche Rechenschaft ablegten, das zeigt die Mythe Quetzalcoatls, der den Rausch, den er sich in Tezcatlipocas Zaubertrank unverschuldet genug angetrunken, mit lebenslangem Umherwandern in der Fremde büßt. Das äußert sich weiter in den Beziehungen, die zwischen dem Rausche einerseits und zwischen Nacht und Tod sich erkennen lassen. Das Kaninchen, dasjenige symbolische Tier, welches alle Pulpuegottheiten begleitet, und recht eigentlich den Rausch versinnbildlichen soll, ist gleichzeitig ein Symbol der Nacht und des Mondes und spielt im mittelamerikanischen Kalender eine bedeutende Rolle. Aber wie fast alle Naturvölker in der geistigen Umnachtung des Irrsinns eine unmittelbare Einwirkung der Götter vermuteten, so betrachteten sie unter Umständen auch die vorübergehende Extase des Rausches als etwas Geheiligtes, Göttliches, und legten ihr eine tiefere Bedeutung unter.

Daß man auch hier einen Parallelismus mit den Vorgängen der umgebenden Natur sehen wollte, ergiebt schon die tiefere Bedeutung von Quetzalcoatls Rausch, der das Wandern der Sonne, den Wechsel der Jahreszeiten veranlaßt. Man verkannte denn auch nicht, wie das Pulque-Trinken die geistigen und körperlichen Kräfte des Menschen zunächst anregt und stärkt. Deshalb war der Pulque der Trank der Krieger, die in ihm Mut und Begeisterung zu den Thaten der Tapferkeit fanden. Indem sie Stärke verleihen und die Kräfte wachsen lassen, zeigen sich die Pulquegötter als Verwandte der Tlaloques, wie der Regen bildlich zum Wein der Erde wird, so wird umgekehrt der Pulque zu dem, was der Erde der Regen ist, indem er Kraft und Leben hervorruft. Damit treten aber die Pulquegötter auch wieder in Verwandtschaft zu den Sonnengöttern. Nicht der Regen allein, sondern die feuchte Wärme ist ja das befruchtende Prinzip in der Natur, und als Vertreter der feurigen Wärme sind die Sonnengötter die Schutzherren der Krieger. So schließen sich auch hier wieder Beziehungen, bilden sich Übergänge, die es begreiflich machen, warum die Pulquegötter vielfach mit Attributen der Sonnengötter und vor allem des Quetzalcoatl ausgerüstet werden.

Die eigentliche Heimat der Pulque-Gottheiten ist der mexikanische Nordosten. Dort an der Hochlandsgrenze wurde von alten Zeiten her die Agave in weitestem Umfange kultiviert, von dort her entlehnten, selbst in der offiziellen Religion der Azteken, die bedeutendsten Pulpuegötter ihren Ursprung und ihre

Attribute. Die Sage verlegt die Erfindung des Pulque schon in sehr frühe Zeiten: die Olmeken, eins der ältesten Glieder der Nahua-Familie, deren Wohnsitze an die der Huaxteka grenzten, sollen die Bereitung des Getränkes erfunden haben. In ihrer Nachbarschaft, in der Landschaft Meztitlan, wurzelt die Sage, nach welcher der Pulquegott Ometochtli freiwillig in den Tod geht, um den Trinkern den ewigen Tod, der dem Weingenuß folgte, in die kurze Nacht des Rausches zu verwandeln, aus dem er selbst, als erster, verjüngt wieder ersteht. Das ist jedenfalls nur eine andere Version der Mythe von Quetzalcoatls Rausch; denn auch dem Ometochtli soll Tezcatlipoca zu seinem vorübergehenden Tode verholfen haben, eine deutliche Anspielung auf den Wechsel der Jahreszeiten.

Als toltekischer Pulquegott kennzeichnet sich der Totoltecatl durch seinen Namen. Daß die gleiche Rolle bei den Mixteken und Tlazcalteken Izquitecatl spielte, das geht hervor aus den Beziehungen, in denen der Pulquegott dieses Namens zu Mixcoatl-Camaxtli erscheint. In Amantlan hieß dieselbe Gottheit Macuiltochtli, während Pantecatl uns nach dem äußersten Nordosten führt. Weil aber dort die Heimat des Kultus zu suchen ist, so scheint er hier auch besonders ausgebildet, denn neben Pantecatl erscheint als sein weibliches Gegenstück Mayahuel, die Göttin der Maguey-Pflanze, eine Repräsentantin der fruchtspendenden Erde nach ihren Attributen, aber in der besonderen Beschränkung auf die Agave-Felder. Endlich sind es in den südlichen Provinzen der Gott der Feste und Herr der Kaufleute und des Reichtums, Omeacatl, der Blumenprinz Xochipilli, der, ein männliches Seitenstück der Centeotl, gleichzeitig das Aufsprießen des jungen Maises, das Gedeihen in der Natur, vorstellt, Ixtlilton, eine Gottheit, welche gleichzeitig die Blütenzeit in der Natur und die Freuden des Menschendaseins, Tanz und Gesang verkörpert, und Macuilxochitl, der Gott der Mixteka, dessen Heiligtum in Teotitlan vor kurzem wieder entdeckt worden ist.

Eine eigenthümliche Ideenassociation bringt den Macuilxochitl in Verbindung mit den syphilitischen Krankheiten. Man glaubte, daß er diejenigen mit der Krankheit heimsuche, welche in dem den Festtagen vorausgehenden Fasttagen sich nicht, wie vorgeschrieben, des Beischlafes enthielten. Er ist nicht der einzige Gott, welchem die Mythologie derartige Beziehungen ansann. Auch in Teotihuacan, einem der ältesten Heiligtümer der Nahua,

wurde ein Gott der Geschlechtskrankheiten unter dem Namen Nanahuatzin verehrt. Das Merkwürdige ist, daß nach der dortigen Sage dieser nämliche Gott der große Wohlthäter der Menschen ist, der freiwillig den Feuertod erleidet, um darnach als Sonne am Firmamente seine Auferstehung zu feiern. Beziehungen zur Sonne lassen sich auch dem Macuilxochitl nachweisen; sie erklären aber nicht die Eigentümlichkeit, welche ihm und dem Nanahuatzin ihre eigenartige Bedeutung in der anderen Richtung verleiht.

6. Gottheiten der Sterne und Himmelsrichtungen.

Nach der hervorragenden Rolle, welche in den mittelamerikanischen Religionen die Sonne spielt, konnte man vermuten, daß auch die anderen Gestirne, welche sich dem menschlichen Auge besonders auffallend darstellen, nicht ohne mythologische Beziehungen geblieben sein würden. Es scheint allerdings, als ob solche in umfänglicheren Verhältnissen bei den Maya bestanden hätten; wir wissen wenigstens, daß diese eifrige Sternbeobachter waren, und daß sie auf diesem Gebiete Erfahrungen in einem Umfange gesammelt hatten, der geradezu staunenerregend ist. Leider aber gestattet uns die Dürftigkeit unserer Kenntnisse von der Religion der Maya nicht, ganz klar zu stellen, ob den Gestirnen unmittelbar eine göttliche Rolle zugeschrieben wurde, oder ob sie überwiegend als Regler der Zeiten nur in astronomisch resp. astrologischem Sinne in betracht genommen wurden.

Eine Mondgottheit läßt sich für die Maya weder in den Handschriften nachweisen, noch gedenkt einer solchen die Überlieferung. Wohl aber findet sie sich bei den Nahua, und hier gehört der Mondgott zu denjenigen Gestalten, von denen man glaubte, daß sie schon in der ältesten Erdperiode gelebt hätten. Sein Name ist Metztli, er wird aber fast noch häufiger nach einem seiner wichtigsten Attribute Tecciztecatl, der Herr der Meerschnecke, genannt. Die Schnecke gilt den Centralamerikanern ziemlich allgemein als Repräsentantin des Mutterleibes, und sie kehrt deshalb ziemlich regelmäßig in dem Ausputz derjenigen Gottheiten wieder, die mit den Vorgängen der Zeugung und der Geburt in Verbindung gebracht werden. Diese Bedeutung wohnt ihr auch im vorliegenden Falle inne, denn der Mond ist der Patron der Weiber, insbesondere der Gott der Fortpflanzung. Ein

anderes Attribut des Mondgottes ist das Kaninchen. Ob dies darin begründet ist, daß wir das Kaninchen auch bei den Pulquegöttern fanden, deren verallgemeinerte Grundbedeutung ja auch diejenige des Wachsens, Gedeihens, der Stärke ist, ist unklar. Nach der Überlieferung glaubten die Azteken in den Zeichnungen auf der Mondscheibe ein Kaninchen wieder zu erkennen, das Abbild eines solchen Tieres, welches die Götter gegen die Mondscheibe warfen, um deren Schein, der anfänglich der Sonne gleich war, zu verdunkeln; sie betrachteten deßhalb das Tier als dem Mondgotte geheiligt. Im allgemeinen aber spielt der Mond in der Hauptsache eine Rolle als Gegenstück zur Sonne, während seine selbständige Bedeutung eine ziemlich beschränkte ist.

Nächst dem Monde ist es immer der Morgen- und der Abendstern, die Venus, gewesen, welche die Aufmerksamkeit der Naturvölker auf sich gezogen hat. Schon die Maya haben ihm eine besondere mythologische Bedeutung zugelegt, und bezeichnen ihn als Noh Ek, der große Stern, Chac Ek, der starke Stern, Zaztal Ek, der strahlende Stern, Ah Zahcab, der Begleiter der Morgenröte. Eine ähnliche Bedeutung hat auch die im Tzendal, dem Dialekte der Gegend, welche die bedeutendsten Mayaruinen birgt, übliche Bezeichnung Canan Chulchan, der Wächter der Dämmerung. Wir erfahren allerdings erst aus den Überlieferungen der Nahuavölker, welche Bewandtnis es mit dieser Bezeichnung hat. Die Azteken nannten den Morgenstern Tlahuizcalpantecutli, das bedeutet der Herr im Hause des Hellwerdens, der Beherrscher der Morgenröte, und zwar glaubten sie in ihm dasjenige Gestirn zu erkennen, welches den ersten Göttern zu ihrem Schöpfungswerke geleuchtet habe. So wurde auch Tlahuizcalpantecutli zu einer der uralten, der Dämmerungsgottheiten, die unter dem Namen der Tzitzimime zusammengefaßt wurden. Da er aber in jener ältesten Zeit diejenige Rolle spielte, welche später die Sonne übernahm, so versteht es sich, daß Tlahuizcalpantecutli in seinen Darstellungen und seinen Attributen vielfach Beziehungen zu den Sonnengottheiten aufweist, und zwar so intime, daß man versucht wird, ihn mit einzelnen derselben, bes. Mixcoatl-Camaxtli, fast gleichzustellen. Wenn aber unter seinen Attributen auch der Totenschädel vorkommt, so soll damit wohl auf den Abendstern hingewiesen sein, der nach der Sonne im Westen zu dem Reiche der Nacht und des Todes hinabsinkt, und mit ihr durch dieses

den Weg nach Osten nimmt, um am nächsten Morgen wieder der Welt das Nahen der Sonne zu verkünden.

Noch eine ganze Reihe anderer Gestirne und Sternbilder wurde sowohl von den Maya- wie von den Nahua-Völkern in Beziehung zu Mythologie und Kultus gebracht.

In erster Linie gilt dies von dem Polarstern, Xaman Ek, Stern des Nordens, oder Chimal Ek, Stern des Schildes. Xaman Ek ist eine der Gottheiten, die wir in den Mayahandschriften außerordentlich häufig dargestellt finden, und zwar mit einem eigentümlichen, affenartigen Kopfe. Man hat daran im Anschluß an kalendarische Kongruenzen die nicht unwahrscheinliche Vermutung geknüpft, daß die Maya dasjenige Sternbild, welches sich um den Nordstern gruppiert (der kleine Bär) als einen Affen ansahen, der sich mit seinem Greifschwanze am Polarstern festhielt, und so durch alle vier Himmelsgegenden hindurch herumschwang. Die Gottheit des Nordsterns galt als eine menschenfreundliche; sie spendete Reichtum und Segen. Sie galt als Patron der Kaufleute, vielleicht wohl ebenso sehr als das Gestirn, welches diesen auf ihren Fahrten in unwandelbarer Stetigkeit die Richtung wies, als wegen ihrer Beziehungen zu Reichtum und Überfluß.

Auch die Plejaden waren den Maya bekannt als Tzab, die Klapper der Klapperschlange. Einige Sterne aus den Zwillingen werden als Ac Ek, die Schildkrötensterne, bezeichnet. Die verhältnismäßig häufigen Darstellungen dieses Tieres beweisen, daß es eine wichtige astronomisch-mythologische Bedeutung besaß. Auch Sterne des Orion wurden mit dem Namen Mehen Ek, die Sternensöhne, bezeichnet. Sogar die Milchstraße hatte nicht nur ihre besonderen Namen, Tamacaz oder Ah Poou, sondern auch eine eigene Bedeutung, die mit der Erreichung der Pubertät in Verbindung stand.

Die Nahua sind kaum minder eifrige Sternbeobachter gewesen, als die Maya. Eine Verehrung des Nordsterns resp. des kleinen Bären läßt sich allerdings bei ihnen nicht nachweisen; dagegen verwendeten sie fünf verschiedene andere Sternbilder in ihrer mythologischen Mantik zur Bezeichnung der Himmelsrichtungen. Davon bezeichneten die Pleiaden die Richtung von oben nach unten, oder die Richtung der Mitte. Sie werden mit dem Namen Miec, der Haufen, oder Tianquiztli, der Markt, bezeichnet. Der Moment, wo nach Ablauf einer 52jährigen Periode die Pleiaden im Zenith standen, war der Zeitpunkt, an welchem das neue

Feuer erzeugt werden mußte. Den Osten bezeichnete eine Sterngruppe im Bilde des Widders, welche die Mexikaner Mamalhuaztli, der Feuerbohrer, nannten. Als Repräsentant des Nordens galt Citlaltlachtli, der Sternballspielplatz, vielleicht eine Gruppe, in welcher Sterne des Großen Bären mit in betracht kamen. Für den Westen trat Colotl, der Skorpion, ein; obwohl das mexikanische Manuskript Sahaguns in Madrid eine Abbildung dieses Sternbildes enthält, nach welcher es sich aus nicht weniger als 24 Sternen zusammensetzte, ist man doch bisher zu keinem bestimmen Resultate darüber gelangt, wo wir diesen „Skorpion" am heutigen Sternenhimmel zu suchen haben. Endlich galt als das Zeichen des Südens das Xonecuilli, unter welchem Namen jedenfalls das südliche Kreuz gemeint worden ist.

Alle diese interessanten Streiflichter sind leider zu flüchtig, um tiefere Einblicke zu gestatten, sie beweisen aber, daß die mittelamerikanischen Völker, nicht minder wie die Morgenländer und die Griechen, das sternenbesäte Firmament beobachteten und mit den phantastischen Gestalten ihrer Götterwelt belebten.

Zu den Bildungen, welche die Maya und Nahua den Erscheinungnn des Himmels entlehnten, sind auch noch die Bacabs zu rechnen. Sie sind in ihrer engeren Bedeutung die Repräsentanten der vier Himmelsgegenden, und zwar war Hobnil der Herr des Südens, Canzicnal der des Ostens, Zaczini des Nordens und Hozan Ek des Westens. Allein um ihrer Bedeutung voll gerecht zu werden, muß man etwas näher eingehen auf die Vorstellungen, welche sich diese Völker von dem Bau des Weltalls, der Erde und des Himmels machten.

Es scheint, daß sich die Mittelamerikaner das Weltall schwimmend dachten, und zwar schwimmend in dem endlosen Ozeane. Aus diesem tauchte die Erde empor, als die Welt von den Göttern erschaffen wurde — am Tage ce tochtli, eins Kaninchen —, und je weiter die Gewässer zurücktraten, desto mehr breitete sich das dem Leben erschlossene Gebiet der Erde aus. Derselbe Ozean umschloß aber nicht nur die oberirdische Welt, auch das Reich des Dunkels, des Erdinnern, lag innerhalb der von den Wässern umspannten Zone, und selbst die Himmel ruhten im fernsten Horizonte, wenn auch nicht ausschließlich, auf dem Meere. Die Vorstellungen von dem Himmel der Maya, resp. von den Himmeln der Nahua scheinen nicht immer ganz konsequent festgehalten worden zu sein; es lassen sich wenigstens nicht alle

Erzählungen, die davon berichten, mit den offiziellen Darstellungen von der Gestalt des Himmels ganz in Einklang bringen. In den kosmischen Vorstellungen der Maya spielt eine große Rolle der Baum des Lebens; sein irdischer Repräsentant ist die zu gigantischer Größe sich erhebende Ceiba, eine Bombaxart, von der in jedem Mayadorfe ein Exemplar gestanden, und als Wohnsitz der Ahnen gegolten haben soll. Daß dies aber nur eine symbolische Bedeutung war, geht hervor aus den Darstellungen, denen wir in den Mayahandschriften, und in den Büchern des Chilan Balam begegnen. Hier erhebt sich auf der nach den vier Himmelsgegenden quadratisch gedachten und als der große Altar der Götter bezeichneten Erde vierfach gestützt der mächtige Baum, in dessen Schatten die Götter rasten. Er wächst hindurch durch verschiedene Räume: zunächst lagert über der Erde die Region der himmlischen Wässer, gewöhnlich dargestellt durch ein flaches wassergefülltes Gefäß. Darüber liegt die Region der Wolken, aus denen sich das Naß des Himmelsgefäßes ersetzt, und über diesen endlich breitet der Lebensbaum seine ewig grünen, fruchtbeschwerten Äste aus, der Himmel, in dem die Seligen und die Götter ihre Wohnsitze haben. Konventionell reduziert hat diese Darstellung Anlaß gegeben zu den Kreuzen, deren Verehrung die ersten Christen mit so großer Verwunderung bei den Bewohnern Yukatans feststellten. Die berühmte Darstellung auf der Altartafel des Kreuztempels von Palenque zeigt, daß dieses Kreuz nichts weiter ist, als der aus der Erde und der Region der Gewässer aufstrebende Baum des Lebens, dessen Arme sich nach den vier Himmelsgegenden erstrecken, um anzudeuten, daß er das ganze Weltall umfaßt. Das Kreuz der Mayavölker ist das Symbol der vier Himmelsrichtungen in ihrer Gesammtheit, und zwar besonders in ihrer Beziehung auf das über der Erde Liegende, den Himmel, den Sitz und die Heimat der Götter. Daher auch die Beziehungen, welche zwischen dem Baume des Lebens, resp. dem Himmelskreuze, und der irdischen Welt in den Mayahandschriften angedeutet werden, daher vor allem seine Verbindung mit den Opfern, welche man den im Lebensbaume, im Himmel, Wohnenden, den Göttern, brachte.

Etwas anders dachten sich die Nahua-Völker ihren Himmel; er ist weit reicher und komplizierter gegliedert, aber man findet unschwer darin die Anklänge an die Himmel der Maya wieder. Den Regionen des himmlischen Wassers und der Wolken ent-

sprechen die drei unteren, uneigentlichen Himmel der Azteken, der des Tlaloc, dessen Reich Tlalocan ja stets der Erde zunächst, manchmal sogar noch auf die Erde, auf die Spitzen der Berge verlegt ward. In diesen Himmel versetzte man auch den Mond, während sich darüber derjenige der Gestirne, und noch höher der der Sonne lagerte. Himmel im eigentlichen Sinne waren dies aber noch nicht; Sonne, Mond und Sterne zogen ihre Bahnen durch die Luft ohne den Himmel zu berühren. Erst über ihrer Sphäre erhob sich in neunfacher Gliederung der Himmel der eigentlichen Götter, der alten, die schon vor der Erschaffung der Sonne, in der Dämmerung existierten. Der oberste und neunte der Götterhimmel ist Omeyocan, der Himmel des Weltenschöpfers Tonacatecutli; ihn trennen drei Lichthimmel, der rote, gelbe und weiße, von dem Himmel Tezcatlipocas oder Camaxtlis; unter diesem folgen sich von oben nach unten: der Himmel des Donners, „wo die Steine krachen", der hellgrüne Himmel Huitzilopochtlis, der dunkelgrüne des roten Tezcatlipoca oder Xipe, dann der Himmel des Blitzes oder des Feuerreibers, und endlich als unterster Götterhimmel der der Huixtocihuatl, vielleicht eine Hindeutung darauf, daß der Ozean, das Salzwasser, die Region des Erschaffenen auch über der Erde gegen den Himmel der schaffenden Götter abschließt.

Das bildliche Zeichen für Himmel und Erde ist das Zeichen Nahui ollin, 4 Bewegung, und zwar wird ollin dargestellt durch den zweifach gefärbten Ball, den Kautschukball, dessen sich die Mexikaner, offenbar aber auch schon die Mayavölker zu ihrem Nationalspiel, dem Ballspiel auf dem Tlachco, dem Tempelplatze, bedienten. Diesem Spiele, sowie dem verwandten Bohnenspiele Patolli wohnte gleichfalls eine mythologische Bedeutung inne, und man verfehlte nicht, aus den Peripetien des Spieles und dem endlichen Ausgange Schlüsse auf die Zukunft zu ziehen.

Den ganzen Himmel nun dachten sich die Maya ruhend auf den Schultern von vier gewaltigen Riesen, der Bacabs. Sie galten als vier Zwillingsbrüder, Söhne des Urgottes Hunabku, der ihnen die Riesenkraft verliehen und ihnen ihr Amt als Träger des Himmels zugewiesen hatte. Jeder von ihnen beherrschte eine der vier Himmelsgegenden, und war deshalb gleichzeitig der Herr der aus jener Richtung wehenden Winde. Diese Herrscher des räumlich viergeteilten Weltalls wurden nun aber auch zu Herrschern der Zeiten gemacht: die Bacabs standen jeder einem Zeitraume

von 65 Tagen, einem Viertel des rituellen Jahres von 260 Tagen, vor, und genossen in dieser Zeit das Vorrecht einer besonderen Berücksichtigung in allen religiösen Ceremonien. Dann aber herrschte auch jeder der Bacabs abwechselnd über je ein bürgerliches Jahr. Die eigenartige komplizierte Berechnung, durch welche alle Zentral-Amerikaner ihre rituelle Zeitrechnung mit der bürgerlichen in Übereinstimmung erhielten, brachte es mit sich, daß von den 20 Tagen, aus denen sich die Monate zusammensetzten, nur 4 unter einander abwechselnd den Tag des Jahresanfangs bilden konnten. Bei den Maya sind dies die Tage kan, muluc, ix, cavac, bei den Nahua acatl, tecpatl, calli, tochtli. Die neuesten Forschungen haben unwiderleglich dargethan, daß der zentralamerikanische Kalender bis in die feinsten Einzelheiten hinein ein gemeinsames Gut aller mittelamerikanischen Völker gewesen ist, daß selbst die anscheinend stark divergierenden Tagesnamen überall auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgeführt werden können. So war denn auch der Glaube an die Gewalt der Bacabs über die einzelnen Jahresabschnitte und die ganzen Jahre ebenso bei den Nahua wie bei den Maya verbreitet, und zwar stand nach der Mythologie der letzteren der Bacab des Südens, Hobnil, den Kan-Jahren, der des Ostens Canzicnal den Muluc-Jahren, Zaczini, Herr des Nordens, den Ix- und Hozan-ek dem Westen und den Cauac-Jahren vor. Schließlich waren die Bacabs auch noch die Herren der vier Elemente und der vier Grundfarben, und zwar entsprach dem Süden die gelbe Farbe und das Element der Luft, dem Osten rot und Feuer, dem Norden weiß und Wasser und dem Westen schwarz und Erde. Die beiden letzteren Elemente sind nicht mit gleicher Sicherheit zuzuteilen, wie die beiden ersten; möglicherweise ist richtiger der Norden mit der schwarzen Farbe und der Erde, und der Westen mit weiß und Wasser in Verbindung zu bringen.

Ihre vorzüglichste Bedeutung hatte diese Eintheilung für die Mantik dieser Völker. Dieselbe spielte in ihrem Kultus und in den Funktionen der Priester eine ganz hervorragende Rolle, und es wird nötig sein, darauf an anderer Stelle noch einmal zurückzukommen.

Die Zentralamerikaner — und darin stimmen sie wieder mit ihren nördlichen Nachbarn, den Pueblo-Indianern, überein — kannten nicht nur vier Richtungen. Die Bücher des Chilan Balam

umfassen gelegentlich das Weltall durch 13 Richtungen; ganz allgemein aber erkannte man deren 6 an, indem man zu den vier Kardinal-Punkten die Richtungen von unten nach oben, von der Erde zum Himmel, und von oben nach unten, von der Erde in das Reich der Nacht, hinzuzählte.

7. Gottheiten des Erdinnern und der Unterwelt.

Es ist schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß sich die Völker dieses Kulturkreises das Innere der Erde gleichfalls als hohl und als von Göttern und lebenden Wesen bevölkert vorstellten. Obwohl sich im allgemeinen mit dieser unterirdischen Welt die Vorstellung der Dunkelheit, der Nacht verband, so war diese Finsternis doch keine absolute; sie glaubten, daß die Sonne zur Nachtzeit durch dieses Reich ihren Weg gen Osten nehme, sie versinnbildlichten gewissermaßen eine Sonne der Dunkelheit in den Attributen, die sie dem Tezcatlipoca und anderen Gottheiten beilegten. Daneben überwog allerdings die andere Vorstellung, nach welcher die Erde hohl und dunkel und unheimlich war, und aus dieser heraus erwuchsen gewisse Göttergestalten, denen zwar das Element des Unfreundlichen, Feindseligen, wie es den gleichfalls im dunkeln Erdenschoße herrschenden Todesgöttern anhaftet, fremd ist, die aber doch wesentlich verschieden sind von denjenigen Gottheiten, welche die Erde als den fruchtbaren segenspendenden Mutterschoß verkörpern.

Diese Gottheiten gehören vielleicht noch mehr der Mythologie der Maya-Völker und der ältesten mit ihnen in Berührung gekommenen Nahuastämme, der Zapoteken und Mixteken, als den jüngeren Chichimeken und Azteken an; aber auch in diesem Falle ist die alte Gottheit von den letzteren nicht einfach beiseite geschoben, sondern in modifizierter Form und unter Umständen, die ihren fremden Ursprung leicht erkennen lassen, in den offiziellen Kultus aufgenommen worden. In den Mayahandschriften ist diese Gottheit nicht erkennbar; dagegen giebt ihr die Überlieferung der Quiché, der Maya von Guatemala, mehrere bezeichnende Namen. So heißt Votan bei den Tzendales eine Gottheit, als deren Attribut die aus einem gehöhlten Stamm konstruierte, dumpf klingende Holzpauke angeführt wird, und ihr Name wird als Herz der Ausdehnung, der Erde, interpretiert. Dieser Gott, der ähnlich dem Kukulkan, zum Träger der Gesittung, zum Kul-

turheros ausgestaltet wurde, drang, als seine Mission auf Erden beendet war, durch eine Höhle in das Innere der Erde ein, und soll da an die Wurzel des Himmels gelangt sein.

Einer ähnlichen Vorstellung ist Hurakan Cakulha, ein Gott der Kakchiquel, entsprungen. Sein Name ist in die Sprachen der europäischen Völker übergegangen als Bezeichnung des Sturmes, des Orkanes. Allein der Klang, den er versinnbildlicht, ist wohl ähnlich wie bei dem Votan das Dröhnen des hohl gedachten Erdinnern, das Echo der Höhlen und vielleicht der unterirdische Donner des Erdbebens. Auch er führt einen Beinamen, welcher ihn als das Herz des Himmels und der Erde, das heißt des Weltalls bezeichnet.

Derselben Gottheit begegnen wir nun auch bei den Zapoteken und Mixteken, d. h. denjenigen Nahua-Völkern, welche die Vermittlerrolle zwischen der Kultur der Maya und derjenigen ihrer jüngeren Stammesgenossen gespielt haben. Der einheimische Name dieses Gottes wird uns allerdings nicht genannt, der spanische Chronist giebt aber auch als dessen Bedeutung: Herz der Erde (corazon del pueblo) an. Der Tempel dieses Gottes lag auf dem steilen Berge von Achiuhtla, und sein Bildnis war ein großer Smaragd, auf welchem ein Vogel und eine Schlange eingegraben waren. Ein anderes Heiligtum vermutlich desselben Gottes befand sich auf einer Insel im See von Tehuantepec, und von diesem berichtete die Tradition, daß der Gott die Welt auf seinen Schultern trage, und daß er durch seine Bewegungen die Erdbeben verursache.

In die aztekische Mythologie ist der Gott übergegangen unter dem Namen Tepeyolotl. Auch dieser bedeutet: Herz des Berges, Herz der Erde, und die Attribute des Gottes verraten mehr noch als das, was von ihm erzählt wird, daß er mit den vorerwähnten in nächster Beziehung steht. Er wird dargestellt über einer Höhle sitzend, als Andeutung, daß er der Herr des hohlen Erdinnern, oder der Höhlengott ist. Als solcher ist er auch der Herr des Echos, und in dessen dumpfem Klange glaubte man seine Stimme zu vernehmen. Sein symbolisches Tier ist der Tiger, eines der Tiere, welches einesteils stets in Beziehung gebracht wird zur Erde, andernteils jedoch Mächte charakterisiert, die eine feindselige Einwirkung auf die Menschenschicksale ausüben. Der Tiger ist aber auch das Symbol des Jägers: wie er seine Beute beschleicht, überfällt und zerreißt, so der Jäger auch, und infolge

davon wird Tepeyolotl, wie andere Erdgötter, zum Gotte der wilden Tiere und der Jagd.

Deutlicher in ihren tödtlichen Wirkungen wird die Gottheit des Erdinnern bereits charakterisiert in der Fledermaus-Gottheit. Aus der Überlieferung ist sie am bekanntesten als totemistiche Figur des Mayastammes der Tzutuhiles, oder Tzotziles, von den Mexikanern Tzinacanteca genannt, was beides Fledermausleute bedeutet. Hier fehlt es ausnahmsweise einmal an einem Namen aus der aztekischen Überlieferung; daß aber auch dieser die Gottheit in demselben Sinne geläufig war, wie den Maya, das hat sich aus den aztekischen Bilderschriften mit voller Deutlichkeit ergeben. Bei den Cakchiquel von Tzinacantan wurde die Gottheit Camatzotz, die Todesfledermaus genannt, und Todessymbole begleiten sie in den Darstellungen aus beiden Kulturkreisen. Daß aber auch sie eine Gottheit des hohlen Erdinnern, der Höhlen ist, das macht zunächst schon das gewählte Symbol wahrscheinlich, denn die Fledermaus ist ja die Bewohnerin der Höhlen, die nur im Dunkeln lebt. Sie erscheint aber direkt als Beherrscherin des Reiches der Unterwelt, dem Xibalba nahe verwandt, in der Mythe der Quiché, wo sie dem in das Reich des Dunkels vordringenden Lichtheros Hun-ahpu den Kopf abreißt. Es scheint fast, als ob diese Todesform als besonders charakteristisch für die Fledermaus-Gottheit gegolten habe. Auch da, wo sie in aztekischen Bilderschriften dargestellt wird, erscheint sie als Ungeheuer mit fürchterlichem Gebisse, gekennzeichnet durch die ausgespannte Flughaut, und reißt ihren Opfern den Kopf ab.

Trotzdem ist der Fledermausgott weder bei den Maya noch bei den Nahua mit den eigentlichen Göttern des Totenreiches gleichbedeutend. Der eigentliche Herr des Todes ist Ah Puch oder Yum cimil, diejenige Gottheit, die in den Handschriften stets als das fleischlose Skelett mit dem Totenschädel dargestellt wird, und nächst Kukulkan zu den am häufigsten wiederkehrenden Bildern zählt. Er ist der Gott, der dem Leben ein Ende bereitet, der alles vernichtet; der Herr des Unheils und der Finsternis. Da aber Dunkel und Kälte stets als feindselige Mächte gleichbedeutend gelten, so ist Ah Puch auch Herr der Kälte und Herr des Nordens, und ein großer Teil seiner Darstellungen charakterisiert ihn in dieser Eigenschaft. Von einem Gegensatze zwischen den Mächten des Lebens und denen des Todes, wie man ihn zuweilen in den Mythologien der mittelamerikanischen Völker hat

nachweisen wollen, ist in den bildlichen und schriftlichen Darstellungen dieses Kulturkreises thatsächlich nichts zu erkennen. Es ist schon mehrfach darauf hingewiesen worden, daß vielmehr in dem Wesen der meisten hervorragenden Gottheiten gute und böse Eigenschaften, wohlthätige und feindselige Einwirkungen verschmolzen sind, in einander übergehen. So findet sich denn auch außer dem erwähnten Kampfe Hunahpus mit der Todesfledermaus Camatzotz und dem Eindringen dieses Heros in das Reich des Xibalba keine Ueberlieferung oder Darstellung, welche den Todesgott im Kampfe mit den Gottheiten von Licht und Leben erkennen läßt; vielmehr erscheint er meist den anderen Göttern nebengeordnet; nur da, wo er in die irdischen Verhältnisse eingreift, tritt er auf als der Zerstörende, gelegentlich allerdings auch als derjenige, der vernichtet, was jene geschaffen haben. Er stellt somit allerdings die negative Seite der göttlichen Einwirkungen dar, wenn auch nicht in einer Form, die uns berechtigte, von einem Dualismus, von einem Kampfe der guten und bösen Mächte zu reden.

Als das Reich von Xibalba tritt uns das Totenreich besonders entgegen bei den Maya von Guatemala; in Yukatan und den daran grenzenden Mayagebieten wird es Mitna genannt, eine Bezeichnung, die sich mit dem aztekischen mictlan nahe berührt. Der Name ist am bekanntesten durch die großartigen Ruinen von Mitla, einer Stätte, die im Berührungsgebiete der Maya und Nahua, im Lande der Zapoteken, gelegen ist, und um ihres Namens willen bis vor kurzem als ein besonderes Heiligtum des Todesgottes galt. Man glaubte dafür eine Bestätigung zu finden darin, daß die Überlieferung von ausgedehnten unterirdischen Tempelanlagen zu erzählen wußte, und berichtete, daß Mitla die Begräbnisstätte der zapotekischen Herrscher und Hohenpriester gewesen sei. Allein die vom Zahn der Zeit schon stark mitgenommenen Darstellungen der Ruinen von Mitla sind neuerdings von Seler einer sorgfältigen und sachverständigen Prüfung unterzogen worden, und dabei hat sich herausgestellt, daß die religiösen Vorstellungen, die uns in denselben entgegentreten, sich keineswegs ausschließlich auf die Gottheiten des Todes beziehen, daß diese nicht einmal eine wesentliche Rolle in denselben spielen, daß die Wandmalereien von Mitla vielmehr die uns aus jenem Kulturkreise bekannten Vorstellungen in ihrer Gesamtheit umfassen und zur Darstellung bringen.

Der Name Mitla ist darum offenbar der Stätte erst aus einem besonderen Anlasse später beigelegt worden, denn dieser

Name bezeichnet allerdings im Nahua das, was Xibalba den Maya war, und als Herr dieses Reiches führt der Todesgott den Namen Mictlantecutli. Schon in den Mayahandschriften finden sich spärliche Andeutungen dafür, daß man auch dem Gotte des Todes und der Finsternis ein weibliches Gegenstück zur Seite stellte, obwohl das Prinzip der Zweiheit, der Zeugung, bei ihm wenig am Platze zu sein schien. Bei den Nahuavölkern aber stand ihm fast immer eine Göttin zur Seite, die Mictlacihuatl, die Frau von Mictlan, genannt wurde. Überhaupt sah die mythische Vorstellung der Nahua im Tode nicht das Wirken eines einzigen bestimmten Götterpaares, sondern sie bevölkerte das Reich der Unterwelt mit einer Vielheit von Göttern, die unter dem Namen der Chachalmeca zusammengefaßt wurden, und als ihr Herrscher wird Mictlantecutli auch Chachalmecatl genannt. Der Todesgott spielt in den bildlichen Darstellungen aus dem Bereiche der Nahua-Völker nicht dieselbe hervortretende Rolle, die er, nach den Handschriften zu schließen, bei den Mayavölkern inne hatte. Allein wo er erscheint, ist seine Darstellung bis in die Einzelheiten übereinstimmend mit derjenigen der Maya. Er wird allerdings mehr als dort als der schwarze Gott dargestellt. Bei den Maya ist die Gottheit, die mit menschlichen Zügen, aber mit schwarzem Körper abgebildet wird, nicht mit dem Todesgotte identisch. Sie trägt allerdings unterschiedliche Attribute, welche sie als einen nahen Verwandten des Todesgottes erscheinen lassen, und ihr Einwirken auf die menschlichen Ereignisse ist unverkennbar gleich feindselig und zerstörend gedacht wie bei jenem. Dagegen überwiegt in dem Gotte, dem wohl der Name Ek Ahau zukommt, das Element des Kriegerischen; er scheint nicht so sehr ein Gott des Todes, als vielmehr der Zerstörung und Verwüstung; er ist wohl mehr ein Untergebener, ein Gefolgsmann des Todesgottes, als sein Seitenstück. Für ihn scheint es in der Nahuamythologie an einem Seitenstücke zu fehlen. Das erklärt sich vielleicht dadurch, daß das Kriegshandwerk, welches in vielen Mayareichen der Blütezeit, nach den Monumenten zu schließen, offenbar nur eine nebensächliche und wenig geachtete Rolle spielte, bei den Nahua von Anfang an als das edelste und hervorragendste geachtet wurde. Die Gegenpole bilden hier unverkennbar die Tzendales im Usumacinta-Gebiete, denen der Kriegsgott ein schwarzes verderbenbringendes Ungeheuer gewesen zu sein scheint, und die Azteken von Mexiko-Tenochtitlan, denen der Frühlingsgott fast ganz zum

bluttriefenden Gotte der Schlachten wurde. Im Mictlantecutli sind Beziehungen auf Tod und Verderben des Krieges jedenfalls gar nicht zu finden; nicht einmal für die gefallenen oder geopferten Feinde war sein Reich der Aufenthalt, sondern diese gelangten nach kurzer Frist in das Paradies des Tlaloc oder in den Himmel ihrer Götter Huitzilopochtli, Tezcatlipoca oder Mixcoatl-Camaxtli. Mictlan hat deshalb auch eine weniger hohe Bedeutung als Xibalba. Es ist nur der Bestimmungsort der Abgeschiedenen, die bedeutungs- und verdienstlos durch das Leben gegangen sind, sich eines schönen und besseren Jenseits unwürdig gemacht haben.

8. Symbolische Tiere.

Die Götter des zentralamerikanischen Kulturkreises sind fast ausnahmslos Personifikationen von Erscheinungen und Vorgängen in der Natur; aber nur ganz vereinzelt gewinnt es den Anschein, als ob selbst Erzeugnisse dieser Natur der Vergötterung teilhaftig geworden seien. Selbst die Maisgottheiten repräsentieren nicht so sehr die Frucht selbst, als vielmehr die Eigentümlichkeiten derjenigen Jahreszeit, in welcher die Maisfrucht aufsprießt und gedeiht. Ebenso spielen Erde und Stein eine große Rolle in der mexikanischen Mythologie, die erstere in dem Höhlenkultus der Erdgottheiten, der letztere als Symbol der scharf treffenden Sonnenpfeile; allein eine unmittelbare Steinanbetung, wie im peruanischen Hochlande, scheint doch in Mittelamerika nirgends stattgehabt zu haben. So sind denn auch die Tiere niemals unmittelbar zu göttlichen Individuen gemacht worden, obwohl auch ihnen eine ganz hervorragende mythologische Bedeutung beigelegt wurde.

Dasjenige Tier, welches am unmittelbarsten und im weitesten Umfange mit den Göttern in Verbindung gebracht wird, ist die Schlange. Es ist noch nicht gelungen, auf überzeugende Weise nachzuweisen, welcher Ideenverbindung diese Thatsache ihren Ursprung verdankt. Man hat die Schlange wegen der Ähnlichkeit ihrer Zickzackbewegungen mit den Schlangenlinien des Blitzes als das Blitztier ansehen wollen; diese Auffassung scheint eine gewisse Bestätigung zu erfahren dadurch, daß den Göttern des himmlischen Feuers ein „Schlangenfeuerzauber“ beigegeben wird. Allein diese Blitzwaffe erscheint in den bildlichen Darstellungen keineswegs in der natürlichen Schlangenform, auch ist gemeiniglich nicht die Schlange, sondern vielmehr der Coyote oder der

Hund dasjenige Tier, welches das himmlische Feuer auf die Erde herabbringt. Und das wird in einer Weise symbolisch dargestellt, welche den Blitz vielmehr als eine verderbenbringende, menschenfeindliche Macht darstellt, während die Schlange überall und vorwiegend als die Repräsentantin von Glück und Segen auftritt.

Zweifellos steht die Schlange in den religiösen Auffassungen dieser Völker in bestimmten Beziehungen zur Regenzeit. Diejenigen Gottheiten, denen recht eigentlich die Schlange als Attribut zugehört, wie Kukulkan, Quetzalcoatl, Mixcoatl, sind Gottheiten der segenspendenden Regenperiode, und Mixcoatl, die weiße Wolkenschlange, könnte zu der Annahme verführen, daß die Schlange ein Symbol der Regenwolken vorstellen solle, wenn man nicht andererseits die Schlange mit und neben anderen unbedingt als Wolkensymbole aufzufassenden Götterattributen anträfe. Daß die Schlange direkt ein Symbol des Wassers sein muß, ergiebt sich daraus, daß sie, wenigstens bei den Maya, auch in Verbindung mit solchen Gottheiten erscheint, welche das Wasser nicht nur in seinen wohlthätigen, sondern auch in seinen verheerenden Wirkungen repräsentieren. Als Symbol des Regens ist sie ja auch nicht nur in die Mythologie der Nahua übergegangen — der 5. Tag, coatl Schlange, ist der Chalchihuitlicue heilig —, bei denen sie sonst keineswegs dieselbe hervorragende Rolle spielt, wie bei den Maya, sondern sogar in diejenige der nördlicheren Nachbarstämme, der Pueblo-Indianer, in deren Ceremonien sie in der eigentümlichen Form der gefiederten Schlange als Balülükong auftritt, ein Vorkommen, welches ohne Schwierigkeiten zu dem Schlangentanz der nordwestlichen Indianer überleitet, und eine andere als eine rein totemistische Erklärung für diesen bietet.

Wie weit der Name der gefiederten Schlange — dies ist die Bedeutung von Kukulkan, Gukumatz und Quetzalcoatl — bei den Eingeborenen diejenigen Vorstellungen zum Ausdruck brachte, die wir damit verbinden zu müssen glauben, muß dahingestellt bleiben. Soweit in den Handschriften Kukulkan mit einem Schlangenkörper oder mit einer Schlange dargestellt wird, ist dies stets eine wirkliche Schlange, und von Federn oder anderen Vogelattributen ist nichts an derselben zu entdecken; sie trägt nur eine bestimmte, fast regelmäßig wiederkehrende Zeichnung auf ihrem Körper. Etwas anders stellt sich die Sache in der Plastik und in der Architektur. Der Schlangenleib des Kukulkan trägt allerdings gelegentlich auch dort dieselbe Zeichnung, wie in

den Handschriften, dagegen werden die Schlangen, welche den umfänglichen Tempelreliefs von Palenque und von Uxmal als Umrahmung dienen, ebenso ornamental stilisiert, wie dies im Kulturgebiet der Nahua an der Tempelpyramide von Xochicalco geschehen ist; und die Treppenwangen in Schlangenleiberform zeigen, wie die Schlangensäulen von Chichen-Itza, eine geschuppte Oberfläche, und eine Kopfform, die offenbar einen Übergang zwischen Schlange und Krokodil andeutet.

Trotz der überaus zahlreichen Darstellungen in den verschiedenen Kunstformen, und trotz der mannigfachen Verbindungen, in welchen uns die Schlange begegnet, können wir zunächst darüber nicht hinausgelangen, daß sie das Wasser und zwar wesentlich in seinen wohlthätigen Wirkungen symbolisiert. Wie aber gerade die Schlange zu dieser Bedeutung gelangt ist, läßt sich nicht erklären.

Wie die Schlange überwiegend den Maya, so gehört das Krokodil vorwiegend den Vorstellungen der Nahua an. Es kommt in den Mayahandschriften nur einmal, allerdings in einer auffallenden Darstellung, vor — Cod. Dresd. Bl. 4/5 —; hier schaut aus seinem weit geöffneten Rachen der Kopf einer Gottheit hervor, aber es ist keiner der Götter, die wir nach ihren äußeren Abzeichen ohne weiteres zu bestimmen vermögen. Bei den Nahua war das Krokodil, cipactli, eines der Symbole für die Erde, und zwar nicht für die harte, steinige Erde, sondern für die frucht- und nahrungspendende. An dem ersten der zwanzig Tage, der nach ihm benannt ist, war der Überlieferung nach die Erde erschaffen worden, und deshalb sind die alten Schöpfungsgottheiten Tonacatecutli und Tonacacihuatl Herren dieses Tages und Zeichens. Außerdem wird das Krokodil mit der Xochiquetzal deßhalb in Verbindung gebracht, weil sie recht eigentlich die Göttin der wohlthätigen Erde, die Herrin der Blumen und Früchte ist.

Ein anderer Repräsentant der Erde ist bei Maya und Nahua der Tiger, oder Jaguar. Aber er stellt sie, wenn auch nicht als die finstere Unterwelt, so doch auch nicht als die wohlthuende Spenderin der Nahrung dar. Es ist die Erde als Heimat der wilden Tiere. Von ihm wird das dritte Weltalter als dasjenige der Tiger bezeichnet, der Giganten, die erst vernichtet werden mußten, damit in Anahuac Raum wurde für die einwandernden Stämme der Nahua. Es scheint, daß er mehr noch bei den Maya als bei den Nahua direkt als Symbol der feindseligen Mächte

betrachtet wurde. Er tritt dort entweder direkt in Begleitung der Todesgötter auf, oder doch in Situationen, die ihn als verderbenbringend erkennen lassen. Auch auf den Holztafeln von Tikal ist es der Tiger, welcher die feindlichen Mächte charakterisiert, und seine Fleckenzeichnung kehrt als Symbol der Todesmächte mehrfach wieder. Bei den Nahua scheint er nicht gleich feindselig gedacht. Er ist der Genosse der Erdgottheiten Tepeyolotl und Tlaçolteotl, dann aber allerdings auch des wilden Xolotl, und die Fleckenzeichnung hat bei ihnen eine ähnliche Bedeutung wie bei den Maya. Ganz eigenartig ist ein Tiger mit schwarzem Körper und blauen Flecken, der gewissermaßen als Nachttiger aufgefaßt der Erdgöttin Xochiquetzal gegenüber auftritt; er steht aber in Beziehungen zu Tezcatlipoca, dessen Haupt einmal aus seinem Rachen hervorschaut. Das erinnert an die Sage, nach welcher dieser Gott in der Gestalt eines Tigers zur Erde herabgestiegen sein sollte, um die Giganten zu vernichten.

Das symbolische Tier der Todesgötter ist der Hund. Er wird als solches in den Mayahandschriften vielfach dargestellt, besonders aber bezeichnet ihn in dieser Eigenschaft der eigentümliche Brauch der Mexikaner, den Toten einen roten Hund mit in das Grab zu geben, damit er ihnen den Weg durch den neunfachen Strom der Unterwelt zum Reiche Mictlantecutlis weise. Diesem Gotte ist darum auch der 10. Wochentag geweiht, der nach dem Hunde benannt ist. Doch war das nicht die einzige mythologische Beziehung, in welcher uns der Hund begegnet. In den Mayahandschriften begegnen wir ihm sehr häufig mit Fackeln in den Händen, besonders auch mit solchen vom Himmel zur Erde herniederstürzend, und man hat ihn deshalb geradezu als Blitztier angesprochen. Ob das ganz richtig ist, muß bezweifelt werden, da auch in diesen Verbindungen den Hund fast ausnahmslos diejenige Hieroglyphe begleitet, welche das nächtliche Dunkel, die Finsternis, die ja auch im Totenreiche herrscht, bezeichnet. Besser wohl werden diese Hunde mit den Tzitzimime in Parallele gestellt, den Gottheiten der Nahua, die in der Zeit des unvollkommenen Lichtes zur Erde herniedergefahren sind, und deren Wirken man später in nächtlichem Sturme zu erkennen glaubte. Endlich muß aber auch daran erinnert werden, daß in den Mythologien der Indianer des Nordwestens der Coyote, der bei den Nahua wiederholt gleichbedeutend mit dem Hunde auftritt, derjenige ist, welcher in der Zeit, da die Erde noch von

ewiger Nacht bedeckt war, sich in den Himmel einzuschleichen weiß, um das Feuer zu stehlen, und auf die Erde herabzubringen.

Ebenfalls als Begleiter des Todesgottes tritt bei den Maya die Eule auf. Sie ist verhältnismäßig nur selten dargestellt worden, dann aber mit so überraschender Naturwahrheit, daß ein Zweifel an der Identität vollkommen ausgeschlossen ist. Auch bei den Nahua-Völkern scheint sie in mythologischen Verbindungen vorzukommen. Daß der Vogel, der nur in der Dunkelheit lebt, ein besonders geeigneter Repräsentant ist für die Mächte des Todes und der Finsternis, liegt auf der Hand, um so mehr, als er gleichzeitig ein nicht ungefährlicher Raubvogel ist. Neben den Todesgöttern erscheint er deshalb auch bei denen des Krieges, des Unheils, immer aber bei solchen Mächten, die man als unheimlich und feindselig ansah.

Gleichfalls eine feindliche Bedeutung, wenn auch nicht als Attribut einer ausschließlich menschenfeindlichen Gottheit, muß man dem Skorpion zuschreiben. Den Skorpion scheinen seltener die Maya, häufiger dagegen die Nahua als mythologisches Tier betrachtet zu haben. Er ist ein Symbol des Feuergottes Xiuhtecutli, aber hauptsächlich derjenigen Seite seines Wesens, welche die verheerende Wirkung des Feuers zum Ausdruck bringt, denn er erscheint nur in solchen Verbindungen, in denen auch ohne ihn eine zerstörende Kraft unverkennbar bezeichnet wird. Auch bei ihm macht die Eigenart des Tieres die symbolische Bedeutung ohne weiteres einleuchtend.

Das ist bereits nicht mehr der Fall bei dem Kaninchen. Auch dessen mythologische Bedeutung scheint sich auf die Nahuavölker zu beschränken, ist bei diesen aber eine vielseitigere, als die der bisher erwähnten Tiere. Tochtli, das Kaninchen, bezeichnet den 8. Tag des aztekischen Monats und ist einer der vier Tage, mit denen das Jahr beginnen konnte, und denen als „Jahresträger“ eine erhöhte mythologische Bedeutung zukam. In gewissem Sinne muß auch das Kaninchen, entsprechend seiner Lebensweise in den Gängen und Höhlen unter der Erde, Beziehungen zur Dunkelheit gehabt haben; aber es wurde trotzdem niemals mit den feindlichen Mächten der Finsternis in Beziehung gebracht. Die Grundbedeutung scheint vielmehr die der zeitweisen Verdunkelung gewesen zu sein. Es bezeichnete ganz besonders die vorübergehende geistige Umnachtung des Rausches; dann aber galt es auch als Symbol des Mondes, der sich in regelmäßigem

Wechsel verdunkelt, und doch wieder hell wird, wie der vom Rausch erwachende Geist. Erst in abgeleiteter Bedeutung dient es als Grundlage für die Sage, daß die Schatten auf der Mondscheibe ein Kaninchen darstellen, und zwar als Folge davon, daß die Götter dem neugeschaffenen in sonnengleichem Glanze strahlenden Monde ein Kaninchen ins Gesicht geworfen hätten, um seine Lichtfülle auf ihr gegenwärtiges Maß herabzumindern. Übrigens spricht sich die Vorstellung einer — teilweisen, statt wechselnden — Verfinsterung auch in diesem Zusammenhange deutlich aus.

Eine bedeutende Rolle als mythologisches Tier spielt der Affe. Die Vermutung, daß er für die Maya dasjenige Sternbild bezeichnete, was wir den kleinen Bären nennen, und daß der Affenkopf den Polarstern und seine Gottheit charakterisiert, ist oben erwähnt worden. Ein Tag, der seinen Namen trägt, erscheint im Kalender der Maya, wie in dem der Nahua. Im Popol Vuh erscheinen die Brüder Hunbatz und Hunchouen als die älteren Brüder der Lichtheroen Hunahpu und Xbalanque, und als sie dem nach der Überwindung der unterweltlichen Mächte Zurückkehrenden feindlich gegenübertreten, werden sie von diesen in Affen verwandelt. In dieser Legende, die fast wie eine Vorahnung der Darwinschen Descendenztheorie anmutet, spricht sich wohl eine Erinnerung aus an denjenigen Kulturzustand, in welchem der Mensch in den Tieren des Waldes nicht so sehr Geschöpfe einer niedrigeren Gattung, als vielmehr Wesen seinesgleichen zu sehen meinte. Die drolligen, geschickten und menschenähnlichen Bewegungen des Affen bringen ihn in Beziehung zu den Gottheiten des Frohsinns, des Gesanges und des Tanzes, die ja mehrfach gleichzeitig die Patrone einzelner Kunstfertigkeiten waren.

Von den Vierfüßlern spielt nur noch einer in Mittelamerika eine mythologische Rolle, aber allerdings eine solche sehr eigentümlicher Art: das ist der Tapir. In ganzer Figur ist er wohl nur einmal dargestellt worden, auf den merkwürdigen Thonziegeln aus Chiapas, auf denen er zwischen zwei Priestern ganz als Gottheit oder Göttersymbol erscheint. Dagegen ist der Tapirrüssel ein in der Kunst der Maya außerordentlich weit verbreitetes Symbol. Man hatte von dem Rüssel zunächst auf das Vorhandensein von Elefanten oder gar von Mastodonten in alten Zeiten schließen zu dürfen geglaubt, und daran die wundersamsten chronologischen Spekulationen geknüpft, die mit dem Augenblicke in sich selbst

zusammenfielen, als man die mythologische Rolle des Tapir erkannte. Sein Rüssel ist allerdings ein in der Maya-Skulptur sowohl des palenkanischen Zeitalters als auch besonders in der jüngeren Kunst von Yukatan weitverbreitetes ornamentales Motiv, welches auf bestimmte Beziehungen zwischen dem Tiere, das von den Eingeborenen noch jetzt mit religiöser Scheu geschont wird, und der Götterwelt hindeutet. Es ist aber noch nicht gelungen, sichere Anhaltepunkte dafür zu gewinnen, welchem Gotte der Tapir heilig war. Wahrscheinlich ist er ein Symbol des Kukulkan, denn dieser wird in den Mayahandschriften regelmäßig mit einer rüsselähnlich über den Mund herabhängenden Nase dargestellt. Allein die Tradition läßt uns vollkommen darüber im Stich, welcher Art die Beziehungen beider gewesen sein könnten, und auch die Eigenart des Tieres giebt uns keinen Anhalt dafür, die Brücke wiederherzustellen, welche in den Vorstellungen der Alten das Wesen des Tieres mit dem des Gottes in Beziehung brachte.

Es ist naturgemäß, daß für die Götter des Lichtes und der Luft vorwiegend die Vögel die Repräsentanten stellten. In Mittelamerika ist kein Vogel so allgemein als Göttervogel betrachtet worden, wie der Quetzal, der farbenprächtige Vogel, dessen Federn den bevorzugten Kopfschmuck der Priester und Könige, vor allem aber derjenigen bildeten, an deren Stelle Priester und Könige standen, der Götter. Noch heute gilt in ganz Mittelamerika der Quetzal als der „heilige Vogel", obwohl er keineswegs der einzige Göttervogel gewesen ist. Bei den Maya war er ein Repräsentant Kukulkans, und die Vorstellung der gefiederten Schlange ist in den ornamentalen Formen der Skulptur offenbar als eine Verbindung zwischen der Schlange und dem Quetzal aufgefaßt worden. Wenn es wohl auch nicht angängig ist, die vielfach mit stilisiertem Schmucke verzierten Schlangenköpfe so zu erklären, daß sie eine Vereinigung des Schlangen- und des Vogelkopfes darzustellen bestimmt seien, so darf man doch wohl unbedingt in ihnen Symbole der gefiederten Schlange, eine Verbindung von Vogel- und Reptilelementen erblicken; und dies um so mehr, als es auch nicht gänzlich an Darstellungen fehlt, wo beide Tiere in natürlicher Gestalt eng verbunden auftreten. Die Federn des Quetzal sind als Schmuck der Götter bei den Nahua-Völkern nicht weniger häufig verwendet worden, als bei den Maya; der Vogel selbst aber scheint bei ihnen nicht in gleicher Weise verehrt worden zu sein. Der Quetzalcoatl ist ja überhaupt bei den Nahua

mehr zurückgetreten, als bei den Maya, und so wenig er selbst dort in Tiergestalt auftritt, so wenig werden seine symbolischen Tiere gesondert dargestellt.

Ein anderer Sonnenvogel ist der Ara Macao. Bei den Maya ist er das Symbol Kinich-Ahaus, des Gottes der heißbrennenden Mittagssonne, der sich, wenn die Sonne den Zenith erreicht, in der Gestalt dieses Vogels zur Erde herniederschwingt, um das ihm dargebrachte Opfer zu verzehren. Auch er hat wohl bei den jüngeren Nahua anderen symbolischen Vögeln Platz machen müssen; in der älteren Gruppe dieser Völker, bei den Zapoteken und Mixteken findet sich in Mitla und Teotitlan nicht nur das Bild des Vogels, sondern auch eine ganz ähnliche Legende vor, und der Kopf des Gottes Macuilxochitl erscheint dort ebenso aus dem Vogelrachen aufragend, wie der des Kukulkan öfter aus dem Schlangenrachen heraustritt.

Bei den jüngeren Nahua, den Azteken und ihren Nachbarvölkern sind es hauptsächlich der Adler und der Geier, denen eine mythologische Bedeutung zukommt. Jeder dieser Vögel hat einem der zwanzig Monatstage seinen Namen gegeben, und zwar ist der Tag quauhtli (Adler) dem Xipe, der Tag cozquaquauhtli (Geier) der Itztapapalotl heilig. Ersterer ist ein Sonnen- und Kriegsgott, der Adler begleitet ihn also vermutlich ebenso als das Symbol der Macht und Stärke, wie er in gleicher Bedeutung neben dem Pulquegott Pantecatl erscheint, insofern der Pulque das mut- und kraftspendende Getränk der Krieger ist. Itztapapalotl gehört zu den Gottheiten, die dem Menschen zum mindesten unheimlich, wo nicht feindselig begegnen; es scheint also weniger die stolze Kraft als die reißenden, gefährlichen Eigenschaften des Geiers zu sein, die seine mythologische Bedeutung bedingen. Der Tag des Xipe hieß bei den Maya men und wird dem moan-Vogel zugesprochen. Dieser aber hat bei den Maya nicht die günstige Bedeutung des Adlers, sondern entspricht weit eher dem Geier der Azteken. Er wird allerdings in gewisse Beziehungen zu dem Siebengestirn, den Pleiaden, gebracht, und hat einem der Mayamonate seinen Namen gegeben. Aber auch dies läßt sich mit einer unheimlichen Bedeutung vereinen. Die Pleiaden werden als die Klapper der Klapperschlange dargestellt, die ja eine gefährliche Feindin des Indianers war; wenn also der Moanvogel fast immer mit Todessymbolen oder direkt als Begleiter der Todesgötter erscheint, so steht dies alles sowohl unter ein-

ander als zum Geier der Azteken in verständlichem Zusammenhange.

Nur bei den Azteken findet sich als symbolischer Vogel der Truthahn, das grüne Smaragdhuhn. Bekanntlich ist der Truthahn eines der wenigen Tiere, welches die Eingeborenen Amerikas vor der Ankunft der Europäer als Haustier gehalten und gezüchtet haben. Allein diese Abart wurde von den Mexikanern huexolotl (guajalote) genannt, während der heilige Vogel mit dem Namen Chalchiuhtotolin, das Smaragdhuhn bezeichnet wird. Als solches ist er der Repräsentant des Tezcatlipoca, entweder, weil seine Schnabellappen eine gewisse Ähnlichkeit aufweisen mit der Art und Weise, wie man den rauchenden Spiegel Tezcatlipocas darzustellen gewohnt war, oder vielleicht mehr deshalb, weil der dunkle Glanz seines Gefieders ihn als Symbol des dunklen Wasserspiegels oder auch des nächtlichen Himmels erscheinen ließ; Tezcatlipoca ist ja auch der Patron des Nachthimmels. Diese Deutung gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß der Truthahn auch bei der Wassergöttin Chalchihuitlicue vorkommt.

Auch andere Tiere kommen teils unmittelbar als Götterattribute, wie der Kolibri des Huitzilopochtli, teils als symbolische Gestalten, wie die Fledermaus der Zutuhil, vor: ihre Bedeutung ist unmittelbar einleuchtend, und an den betreffenden Stellen erwähnt worden. Daneben erscheinen noch andere zahlreiche Tiere in den Handschriften der Maya und Nahua, deren mehr oder minder symbolischer Charakter noch nicht hinlänglich erklärt werden kann. So gilt die Schildkröte als Zeichen des Sommersolstitiums, die Schnecke als Symbol des Mutterschoßes, der Hirsch als dasjenige der Dürre u. a. m. Bei anderen Tieren bleibt es zweifelhaft, ob ihr Vorkommen in den Handschriften auf symbolischen Zusammenhängen beruht, oder ob sie einfach als natürliche Tiere gemeint sind. Das gilt z. B. besonders von der Biene, die in einer umfänglichen Darstellung des Tro-Cortesianus eine ähnliche Rolle spielt, wie auf anderen Blättern derselben Handschrift der Hirsch, ohne daß man entscheiden kann, ob die Tiere als solche, oder als Symbole aufzufassen sind. Die fortschreitende Entzifferung wird hoffentlich auch darüber neues Licht verbreiten und Zusammenhänge erkennen lassen, für die es vorläufig noch an Erklärungen fehlt.

9. Phallus-Verehrung.

Man hat geglaubt, bei den Maya umfängliche Spuren phallischer Kulte gefunden zu haben, während sichere Nachweise dafür aus dem Nahua-Gebiete fast ganz zu fehlen scheinen. Schon dieser Umstand muß jedenfalls zu großer Vorsicht mahnen bei der Untersuchung der Darstellungen, die man als phallisch ansprechen zu müssen glaubt. Da die Maya im Vergleich zu den Nahua ein altes, in langem unkriegerischem Wohlleben entnervtes Kulturvolk waren, so ließe es sich erklären, daß phallische Kulte ihnen eigentümlich geblieben wären, ohne daß sie sich mit ihren übrigen Kulturerrungenschaften ihren jüngeren Nachbarvölkern mitgeteilt hätten. Immerhin ist bei der ansteckenden Art dieser Vorstellungen, und bei den bis auf die Zeit der spanischen Eroberung ununterbrochen fortdauernden Berührungen zwischen Maya und Nahua das Bestehen solcher Kulte nur bei dem einen Zweige der mittelamerikanischen Kultursphäre einigermaßen auffallend.

Es kommt dazu, daß in den Mayahandschriften nicht eine einzige Darstellung vorkommt, welche als phallisches Symptom gedeutet werden könnte. Auch unter den äußerst zahlreichen monumentalen Darstellungen in Thon, Stuck und Stein findet sich nichts, was so deutlich als phallisch sich bekundete, wie z. B. gewisse Figuren aus dem Popayan-Gebiete in Südamerika. Die Notizen über den Phalluskult von Panuco und Tlazcala sind zu unklar und unzuverlässig, als daß man ihnen ohne weiteres eine beweisende Kraft zusprechen könnte. Was aber als Phallusdarstellungen aus dem mittelamerikanischen Kulturkreise ausgegeben worden ist, setzt sich jedenfalls aus verschiedenen Elementen zusammen, und es fragt sich durchaus, ob bei einer kritischen Prüfung etwas übrig bleiben wird, was als unzweifelhaft phallisch angesehen werden muß.

Man hat eine Reliefplatte im Museum zu Mexiko, die Herr Barcia zuerst bekannt gemacht hat, als phallische Darstellung bezeichnet. Sie zeigt einen knieenden Indianer, wohl kein Priester, welcher eine Opferspende auf einer Schüssel mit beiden Händen emporhält, und das was als Phallus angesehen werden könnte, befindet sich teils neben anderen symbolischen Emblemen auf seinem Haupte, teils ragt eine lange phallusähnliche Stange von hinten her über seinen Oberarm. Schon diese Gruppierung scheint

mir gegen eine phallische Deutung zu sprechen. Der Gegenstand über dem Kopfe des Opfernden soll unzweifelhaft ein Maiskolben sein, das beweisen die hervorquellenden Faserbüschel. Aber auch der andere Phallus hat mit dem, was gewisse Gottheiten im Codex Troanus als Lanzen im Kampfe gegen einander führen, eine auffallende Ähnlichkeit; gegen die phallische Deutung spricht erstens die unverhältnismäßige Länge, und zweitens der Umstand, daß der ganze Gegenstand mit ornamentalen Skulpturen bedeckt ist.

So bleiben als mittelamerikanische Phallus nur noch die Monolith-Monumente übrig, die man in Yukatan vielfach verstreut gefunden hat, und von denen Maler einige besonders phallusähnliche photographiert hat. Zunächst muß festgestellt werden, daß deren Naturwahrheit keineswegs eine solche ist, daß sie von vornherein jede andere Deutung ausschlösse. Auch das ist nicht ausschlaggebend, daß die Steinsäulen von den gegenwärtigen Eingeborenen als Phallussteine bezeichnet werden; das kann sehr wohl lediglich auf späteren Deutungsversuchen beruhen, denen das richtige Verständnis bereits verloren gegangen war. Es fragt sich zunächst, ob uns die alte Überlieferung von Phallus-Monumenten zu berichten weiß, oder ob sie uns eine andere Deutung für die Säulen an die Hand giebt.

Die alten spanischen Chronisten und Missionare, die im allgemeinen gewiß nicht geneigt waren, Schändlichkeiten in dem Kultus der Eingeborenen, die sie auf Einwirkungen des Teufels zurückführten, zu verschweigen, haben uns nichts von besonderer Unsittlichkeit der Maya und Nahua überliefert. Dagegen haben sie uns für ähnliche Monumente, wie die angeblichen yukatekischen Phallus, eine hinlänglich überzeugende Erklärung gegeben. Bischof Nuñez de la Vega erzählt aus Chiapas, daß Pfeilersteine dem Gotte Ben errichtet worden seien. Andere Quellen erklären dies dahin, daß Ben, gleich dem Votan, als Kulturheros verehrt worden sei, dem man die Ein- und Aufteilung des Landes zuschrieb, und daß man ihm aus diesem Grunde an den Grenzmarken Pfeiler mit oder auch ohne seinen Namen errichtet, und ihm bei denselben Opfer dargebracht habe. Ein solcher Stein aus der Nähe von Comitan hat allerdings mit einem Phallus nur geringe Ähnlichkeit, da er nach oben in eine ziemlich scharfe, unregelmäßige Spitze ausläuft. Da aber die Phallussteine Yuka-

tans nicht in den Tempelruinen oder in deren unmittelbarer Umgebung, sondern einzeln freistehend mitten im Felde gefunden worden sind, so mögen sie recht wohl gleichfalls Säulen des Ben gewesen sein. Die Opfer, denen der verwilderte Indianer der Gegenwart vielleicht die Bedeutung einer Spende für den Gott der Zeugungskraft beilegen mag, hätten dann ursprünglich dem Gotte gegolten, der die gesetzliche Ordnung erhalten und das wohlbestellte Feld vor feindlicher Verwüstung bewahren sollte.

II. Der Kultus.

1. Tempel und Götterbilder.

Die Religion hat in dem Leben der Völker des mittelamerikanischen Kulturkreises eine außerordentlich große Rolle gespielt. Die Zahl der heiligen Stätten, an denen sie zu ihren Göttern gebetet haben, ist ungeheuer groß, und einzelne ihrer Tempel, richtiger muß man wohl sagen: Tempelbezirke, haben eine gewaltige Ausdehnung gehabt.

Um zu den Göttern zu beten, ihnen Opfer zu bringen, war keine Stätte zu schlecht. Die Säulen des Ben, die als Grenzsteine mitten in den Feldmarken standen, waren nie vernachlässigte Opferstätten, und in den Straßen von Mexico-Tenochtitlan war jede Ecke ein Heiligtum der Cihuapipiltin. Von primitiven Altären zwischen den Feldern und in den Häusern der Eingeborenen wird häufig berichtet, denn neben den offiziellen Göttern des ganzen Landes oder einzelner Stämme besaß jeder Stand, jede Korporation, jede Familie ihren Spezialgott: einen Fetisch, der vielleicht oft ein Abbild der oberen Götter sein mochte, oft aber auch wohl nur der Weihe eines Priesters seine göttliche Würde verdankte, ohne daß sich bestimmte mythologische Vorstellungen mit seiner Persönlichkeit verbanden.

Als Tempel im eigentlichen Sinne kann man wohl nur diejenigen heiligen Stätten bezeichnen, die einem ausschließlich religiösen Zwecke dienten, und an welchen die religiösen Handlungen nicht von jedem Beliebigen verrichtet werden konnten, sondern vielmehr mindestens der Mitwirkung, wo nicht der ausschließlichen Vermittelung eines Priesters bedurften. Die bescheidenste Form des Heiligtumes war ein einfacher, mehr oder minder hoher Erdhügel, der sich entweder direkt oder in Stufen erhob,

und an dessen einer Seite eine Treppe zu dem abgeplatteten Gipfel emporführte. Heute läßt sich keine Spur mehr auffinden von dem, was einst als Allerheiligstes die Spitze solcher Tempelhügel bekrönt haben mag. Man muß daher annehmen, daß sich entweder auf denselben überhaupt nur ein Erd- oder Steinaltar zur Darbringung der Opfer befunden hat, oder daß die Baulichkeiten, welche das Bild und den Altar des Gottes umschlossen haben, aus demselben vergänglichen Material, Holz, Stroh und Matten, bestanden haben müssen, aus denen die Wohnungen der gewöhnlichen Eingeborenen hergestellt wurden: von dem einen, wie von dem anderen haben sich keinerlei Spuren erhalten.

Der Gedanke, welcher den Tempelhügeln und den Tempelpyramiden zugrunde lag, ist ein weit über die Grenzen des Mittelamerikanischen Kulturkreises hinaus verbreiteter. Der Hügel oder die Pyramide galten als das Symbol der Wolken, und wie man den Wohnsitz der Götter selbst mythologisch in oder über die Wolken verlegte, so bereitete man auch ihren Abbildern und ihren Heiligtümern die Wohnung erhaben über dem alltäglichen Getriebe auf einem Abbilde, einer Nachahmung ihrer Wolkenheimat. Diese selbe Vorstellung liegt aller Wahrscheinlichkeit nach einem großen Teile der Mounds zugrunde, die den größten Teil der Vereinigten Staaten ähnlich dicht bedecken, wie die Tempelhügel, Ku in der Sprache der Maya genannt, den Boden von Yukatan. Noch heute ist die Stufenpyramide, aufrecht oder herabhängend, in den rituellen Malereien der Pueblo-Indianer das Symbol der Wolke, und spielt in den Ceremonien derselben, die sich meist als Regenbittgänge charakterisieren, eine wesentliche Rolle.

Jedes Mayadorf besaß mindestens einen solchen Tempelhügel, deren es zur Zeit der Eroberung nicht nur Hunderte, sondern Tausende gab. Im Gebiete der Nahua sind sie nicht ganz in gleicher Weise häufig. Zum Teil liegt dies jedenfalls in den Verhältnissen des Geländes, zum Teil wohl auch in der Form des Gottesdienstes; denn daß sich die Tempel der Nahuavölker auf ganz ähnlichen terrassierten Unterbauten erhoben, bestätigt nicht nur die Überlieferung, sondern es zeigen dies auch die Ruinen der größeren Tempelanlagen, von denen man heute noch ein Bild zu gewinnen vermag.

Bei größeren Anlagen begnügte man sich nicht mehr mit der einfachen Aufhäufung von Erdmassen, sondern verfuhr syste-

matischer, um dem Ganzen einen größeren Umfang und einen festeren Halt zu geben. Zu diesem Zwecke wurden die Ränder der Terrasse, resp. bei Pyramidenanlagen der einzelnen Stockwerke, von Mauerwerk aufgeführt, und nur der Kern mit losen Geröllmassen ausgefüllt. Pyramiden von beträchtlicherer Höhe sind wahrscheinlich selten auf einmal entstanden; man hat vielmehr ein bestehendes Monument durch Anbauten und Aufschüttungen nach und nach vergrößert. Man findet deshalb nicht selten innerhalb solcher Anlagen verschüttet Räume älterer Bauten, hin und wieder sind dieselben sogar als unterirdische Gemächer erhalten und zugänglich geblieben.

Der nächste Fortschritt bestand darin, daß man die Flächen der Außenmauern glättete, und entweder lediglich weiß tünchte, oder aber mit künstlerischen Stuckarbeiten, endlich selbst mit farbigen Reliefdarstellungen bekleidete. In diesem Falle wurde auch für den Aufstieg eine monumentale Freitreppe von glatten Steinplatten hergestellt, die öfters an beiden Seiten von gemauerten Treppenwangen eingefaßt wird. Ähnliche Umfassungsmauern umgaben als Brüstung die Plattform, deren Boden stets sauber geglättet, mindestens durch einen Thonbelag tennenartig befestigt, in den größeren Anlagen aber gleichfalls mit Fliesen bedeckt und mit einem Stucküberzuge versehen war. Auf dieser Plattform stand dann der eigentliche Tempel meist nicht in der Mitte, sondern gegen den der Freitreppe gegenüberliegenden Rand verschoben, so daß vor seinem Eingange noch ein freier Platz für ceremonielle Handlungen, besonders auch für Opfer blieb. Die Götterbilder wurden wohl ausnahmslos in bedeckten Räumen aufbewahrt, denn ihr Schmuck aus Papier, Federn und anderen vergänglichen Stoffen bestehend vertrug ebensowenig die Unbilden der Witterung als die wohl durchgängig angewendete Bemalung. Aber natürlich waren die Tempel selbst, wie die Tempelpyramiden, je nach den örtlichen Bedingungen verschieden. Wir kennen aus Maya- wie aus Nahua-Gebiet größere Tempelbauten, wie die von Teotihuacan, von Monte Alban, von Sajcabaja u. a., die nur aus umfänglichen Gruppen von Erdwällen bestanden haben, und bei denen Mauerwerk nur nebensächlich vorkommt. Dagegen finden sich wiederum besonders im östlichen Küstenlande von Mexiko Tempelpyramiden, die vollkommen von Steinplatten und Stuckarbeit überdeckt waren, und dennoch offenbar keine massiven Tempel getragen haben. Tempel mit massiver

Bedachung kommen überhaupt im Kulturgebiete der jüngeren Nahuastämme selten vor. Das alte Mexiko-Tenochtitlan hat ein Tempelviertel besessen, wie es höchstens in den bedeutendsten Mayaruinen, wenn überhaupt, noch einmal dagewesen ist. Die Umfassungsmauer umschloß, ohne die Zellen, die an ihrer Innenseite entlang liefen, und die gleichfalls ausschließlich religiösen Zwecken dienten, nicht weniger als 77 größere und kleinere Tempelbauten. Die Spanier haben bekanntlich die Großartigkeit und Pracht dieses Heiligtumes mit der unbeschränktesten Bewunderung geschildert. Gar zu groß dürfen wir uns allerdings selbst die größten dieser Tempel nicht vorstellen. Die eigentlichen religiösen Ceremonien der Nahuastämme wurden in bewußtem Gegensatze zu den Gebräuchen der Mayavölker ausschließlich vor dem Heiligtum unter freiem Himmel vor den Augen des ganzen Volkes vorgenommen; und da man zur Bedachung nur Holz und Stroh verwendete, verbot es sich von selbst, geschlossene Räume von großen Dimensionen zu schaffen. Die Zerstörung von Tenochtitlan und das unmittelbar daran sich schließende Emporblühen der neuen Stadt Mexico hat dort alle Spuren der alten Architektur vollständig verwischt. Aber auch das schönste der aztekischen Bauwerke, der Tempel von Xochicalco, eine Pyramide von zwei Stockwerken, deren Wände durchaus mit Steinplatten belegt, und über und über mit Skulpturen bedeckt waren, läßt erkennen, daß der Tempel, der aus einer Vorhalle und dem eigentlichen Sanctuarium bestanden hat, einer festen Bedachung entbehrt hat. Anders der weit weniger imposante, künstlerisch viel weniger reich geschmückte Tempel von Tepoztlan. Dieser scheint, obwohl er aztekischen Ursprungs ist, mit einem massiven Dache gedeckt gewesen zu sein.

Bei den Nahuavölkern gab es nur eine Gottheit, deren Kultus auf das Innere des Tempels beschränkt war, und der geschlossene Heiligtümer besaß: das war der, vermutlich von südlicheren Stämmen entlehnte Quetzalcoatl. Allein sein Hauptheiligtum auf der großen Pyramide von Cholula hat schon unmittelbar nach der Eroberung einer christlichen Kirche Platz machen müssen, so daß dort Ausgrabungen nicht nur unthunlich geblieben sind, sondern wahrscheinlich auch zu keinen nennenswerten Ergebnissen geführt hätten. Wie die Gesittung im allgemeinen, so nimmt auch die architektonische Kunstfertigkeit zu, je weiter man nach Süden vordringt. Im Gebiete der Zapoteken

finden sich bereits Tempelbauten weit massiverer Art. Die Ruinen von Mitla, vermutlich ein Heiligtum des zapotekischen Sonnengottes, gleichen in vielen Beziehungen dem oben geschilderten Typus. Auch sie erheben sich auf terrassenförmigen, wenn auch nicht sehr hohen Unterbauten, zu denen Freistufen hinaufführen, die mit Fliesen gedeckt sind, und die Wände sind nicht nur massiv hergestellt, sondern auch mit Stuck bekleidet, auf dem sich noch umfängliche Reste der alten Bemalung erhalten haben. Hier sind aber für die Dächer neben Holzbalken teilweise auch große Steinplatten verwendet worden, die in der Mitte des Raumes von mächtigen Steinpfeilern getragen werden.

Am besten sind wir über die Tempelanlagen der Mayavölker unterrichtet, und zwar deshalb, weil sie in großen Mengen ausschießlich aus massivem Materiale hergestellt worden sind, und sich deshalb in zahllosen Ruinen bis auf unsere Tage erhalten haben. Hier können wir die Heiligtümer von ihrer einfachsten Form, der schmucklosen Steinsäule und dem einfachen Erdhügel, bis zu ihrer höchsten und kompliziertesten Entwickelung nebeneinander verfolgen. Mit schlichten Erdpyramiden ist Yukatan und Chiapas übersät, aber es finden sich dort auch Anlagen solcher Erdwerke von bedeutendem Umfange und offenbar beabsichtigter Gruppierung. Gelegentlich sind auch einzelnstehende Pyramiden aufgemauert, andere tragen auch schon massive Tempel auf ihrer Plattform, im allgemeinen aber finden sich die Tempelbauten da, wo sie eine höhere Kunstfertigkeit verraten, nicht vereinzelt, sondern in Gruppen beisammen, deren einzelne, wie die berühmtesten von Palenque und von Copan, von Chichen-Itza und von Uxmal mit ihren Baulichkeiten und Außenwerken mehrere Quadratkilometer bedecken.

Alle Mayatempel sind geschlossen und bedeckt. Das Licht dringt nur durch den Eingang in dieselben ein, und ist da, wo mehrere Räume hintereinander lagern, wahrscheinlich durch künstliche Beleuchtung ersetzt worden. Allerdings gestattete auch den Mayabaumeistern ihr künstlerisches Können keine bedeutende Tiefe der Räume. Sie konstruierten die Dächer ihrer Bauten zwar nicht aus Holz oder flachen Steinplatten, allein der sogenannte Mayabogen, der dadurch hergestellt ward, daß jeder Stein den unter ihm liegenden etwas überragte, bis die Seitenwände einander so weit genähert waren, daß ein Stein von mäßigen Dimensionen das Dach schloß, gestattete doch noch immer keine weiteren

Spannungen. Diese Bauweise erforderte zudem, um die Steine in ihrer Lage zu erhalten, eine äußerst massige Gestaltung des Daches, und das hat den Mayatempeln ein weiteres charakteristisches Gepräge gegeben. Das Dach erhob sich fast wie ein zweites Stockwerk über dem Unterbaue, und bot eine weite Fläche, welche der Mayabaumeister fast immer zu umfänglichen mythologisch-symbolischen Darstellungen teils in Stuck, teils in Skulptur benutzte. Ja, diese Schauseite wurde so sehr als ein wesentlicher Bestandteil des Gebäudes empfunden, daß sie nicht selten über dem Dache noch einmal, in gleicher Ausdehnung, wenn auch minder wuchtig und massiv, wiederholt wurde.

Dem harmonischen Eindrucke kam es zugute, daß man bei größeren Heiligtümern durch die Breitenausdehnung zu ersetzen suchte, was sich durch Tiefe des Gebäudes nicht erreichen ließ. So entstanden lange Fluchten nebeneinander liegender Gemächer oder lange Gänge, denen man dadurch Licht zuführte, daß man zwei Reihen mit dem Rücken gegeneinander stoßen ließ, während in den allergrößten Anlagen vier einfache oder doppelte Zimmerfluchten sich um einen weiten freien Platz reihten, der durchaus einen wesentlichen Teil des Heiligtums bildete.

Die Mayakunst scheidet sich landschaftlich, und wahrscheinlich ist dies zugleich eine zeitliche Einteilung, in verschiedene Gruppen, deren jede auch ihren eigenen Tempelstil besitzt. Die Tempel von Palenque und den Usumacinta-Städten zeichnen sich dadurch aus, daß ihre Sanktuarien fast ausnahmslos an Stelle eines statuarischen Götterbildes eine Reliefdarstellung aufweisen, welche die dem Eintretenden gegenüberliegende Wand des Allerheiligsten bedeckt. Dabei weisen die Tempelbauten die verschiedenartigste Gliederung auf: die schlichtesten bestehen nur aus zwei gleich großen hintereinander liegenden Räumen, mit korrespondirenden Eingängen, während die am reichsten gegliederten vielfache durch Säulen oder skulptierte Pfeiler getrennte Eingänge zur Vorhalle haben, aus der man zu beiden Seiten des eigentlichen Heiligtums in Nebengemächer gelangt, zwischen denen, wieder in Vorraum und Allerheiligstes gegliedert, der eigentliche Tempel sich befand. Solche Bauwerke erhoben sich in beträchtlicher Anzahl auf zum Teil hohen Pyramiden, und waren selbst wieder teilweise zwei und mehr Stockwerke hoch.

Etwas anders gestalten sich die heiligen Stätten von Copan. Es fehlt zwar auch hier nicht an geschlossenen Tempeln, die sich

auf terrassenförmigen Unterbauten erheben, wie in Palenque. Allein das charakteristische Moment der Heiligtümer von Copan ist ein weiter Platz, auf welchem sich in zwei Reihen einander gegenüber eine größere Anzahl von mächtigen Monolithsäulen erhebt, die unter einer erdrückenden Masse symbolischen Beiwerkes jedenfalls Götter darzustellen bestimmt waren. Ursprünglich hat wohl vor jedem dieser Steinkolosse auch noch ein mit Skulpturen geschmückter großer Altarstein gestanden; wenigstens sind einige solche noch an ihrem Platze gefunden worden. Unverkennbar also hat hier mindestens ein Teil der religiösen Ceremonien nicht in dem geschlossenen Tempelraume, sondern im Freien stattgefunden.

Götterbilder von diesem Typus hat man außer in Copan nur noch in Quirigua gefunden; dagegen bilden die yukatekischen Tempelbauten gewissermaßen eine Vermittelung der Typen von Palenque und von Copan. Was die Zahl der in einem Gebäude-Komplex vereinigten Räume anlangt, so stellt sich wohl Uxmal ebenbürtig neben Palenque; aber während hier die Bodengestaltung die Ausdehnung wesentlich nur nach der Länge zuließ, findet sich in Uxmal die aus den nicht massiv gekrönten Tempelhügeln bekannte Anordnung um die vier Seiten eines großen Hofraumes zweimal großartig durchgeführt. Die Zahl der, in zwei Reihen hintereinander, nach dem Hof der casa de las monjas (Nonnenhaus) sich öffnenden Tempelräume beträgt über 70, Verhältnisse, die unwillkürlich die Zahlen der Heiligtümer von Mexiko-Tenochtitlan ins Gedächtnis rufen. Nicht gleich ausgebreitet ist die Tempelruinenstätte von Chichen-Itza, aber auch hier ist die Zahl der Heiligtümer eine beträchtliche. Die für Palenque charakteristischen Altarreliefs scheinen dagegen hier gänzlich zu fehlen; man hat eine Anzahl Götterstatuen von mäßigen Dimensionen in diesen Ruinen gefunden, und das berechtigt wohl zu der Annahme, daß dies der allgemein übliche Typus der yukatekischen Tempel war. Das berichten auch ausdrücklich die ersten Entdecker von den Tempeln auf der Fraueninsel und auf Cozumel. Daß uns nicht zahlreichere Proben davon erhalten sind, hat seinen Grund darin, daß die Bildwerke zu einem beträchtlichen Teile nicht mehr aus Stein gemeißelt, sondern aus Stuck und selbst aus Thon gefertigt wurden. Solche Monumente leisteten dem gläubigen Fanatismus der spanischen Missionare nicht genügenden Widerstand, um auf die Nachwelt zu gelangen. Dies ist nur einigen wenigen Kolossal-Monumenten dieser Gattung

gelungen. In Chichen Itza und in Labna hat man in den Mauern der Tempel und Pyramiden einige Kolossal-Köpfe von Götterbildnissen in Hochrelief entdeckt, die ähnlich den Monolithen von Copan unter vielem symbolischen Beiwerk eine Gottheit darzustellen bestimmt gewesen sind. An Kunstwert stehen sie freilich weit hinter den freistehenden Riesenpfeilern von Copan zurück, sie zeigen aber den Fortbestand der gleichen religiösen Auffassungen und künstlerischen Ziele.

2. Die Priesterschaft.

Die Massenhaftigkeit und die Großartigkeit der Tempelbauten — denn was von architektonischen Resten sich bis auf die Gegenwart erhalten hat, ist mit Ausnahme einiger Befestigungsanlagen in Mexiko und Guatemala, und ein paar Gebäuden in Yukatan, die vielleicht Königspaläste gewesen sein können, alles als Tempelbauten anzusprechen — läßt erkennen, daß die Macht der Geistlichkeit in dem mittelamerikanischen Kulturkreise eine außerordentlich große gewesen sein muß. Mit Ausnahme von Chichen Itza hat keine der nach Hunderten zählenden Mayaruinen eine bildliche Darstellung von rein weltlichem Charakter zutage gefördert; auf den zahlreichen, oft hochkünstlerisch ausgeführten Reliefs treten uns fast nur die Götter und ihre Diener, die Priester, entgegen. Wir wissen allerdings von den jüngeren Nahua-Völkern, daß seit Generationen bei ihnen fast ausnahmslos ein weltliches Königtum bestanden hat; allein selbst da läßt die Überlieferung deutlich erkennen, daß dies Königtum erst allmählich aus der Kriegshäuptlingsschaft hervorgegangen ist, und lange Zeit große Mühe gehabt hat, sich neben der längst bestehenden und festbegründeten Autorität der Priesterschaft den gebührenden Platz zu sichern. In den älteren Zeiten scheinen Maya- wie Nahuastämme kein anderes Regiment gekannt zu haben, als das theokratische der Priesterschaft. Wie Nachan-Palenque von dem Gotte Votan, so wird Mayapan von Kukulkan selbst begründet, Angaben, die nur so zu erklären sind, daß die betreffenden Stämme bei Begründung der Niederlassungen von den Priestern dieser Gottheiten regiert wurden. Von dem Königsgeschlechte der Cocomes von Mayapan wird ausdrücklich erklärt, daß es von den Hohenpriestern Kukulkans, indirekt von dem Gotte selbst abstammte. Wenn bei den Wanderungen der Maya- und Nahua-

stämme erzählt wird, daß ihnen ihre Gottheit selbst vorangezogen sei, und ihnen den Weg gezeigt habe, so kann auch das nur bedeuten, daß die Priester die Wanderungen angeordnet, oder doch geleitet haben. Daß dies bei den Nahua-Völkern nicht anders gewesen ist, als bei den Maya, läßt sich aus deren Überlieferungen gleichfalls erschließen. So wird Quetzalcoatl in der Legende teils selbst als König oder königlicher Prinz der Tolteken dargestellt, oder er spielt doch wenigstens neben dem weltlichen Herrscher Huemac eine vollkommen ebenbürtige, wo nicht überlegene Rolle. Besonders zeigt uns aber der jüngste Nahuastamm, die Azteken, ein Beispiel der vollkommensten Theokratie. Sie treten in unseren Gesichtskreis, als sie von Chicomoztoc, den sieben Höhlen, im fernen Norden ihre Wanderung nach Anahuac antreten. Das geschieht aber unter der Führung des Gottes Huitzilopochtli selbst, der in der Gestalt eines Kolibri mit seinem Rufe Tiui, Tiui seine Getreuen weiter und weiter lockt. Bezeichnenderweise giebt er sich nicht dem Volke in seiner Gesamtheit zu erkennen, sondern die Priester sind es, die an den Rastplätzen mit dem Gotte verkehren, und seine Gebote entgegennehmen. Noch lange Zeit nachdem die Azteken in den Sold der verschiedenen einander in Anahuac bekämpfenden Chichimeken-Herrscher getreten waren, bildeten die Priester die eigentlichen Führer des Stammes, und nur die Scharen der zum Kriegsdienste ausrückenden Mannschaft erwählten sich einen Kriegshäuptling, dessen Autorität mit dem Augenblicke wieder erlosch, wo sie in die Heimat zurückkehrten. Noch die letzte Wanderung der Azteken von Tizaapan hinaus in die Marschen des Sees von Mexiko geschah auf unmittelbaren Befehl Huitzilopochtlis, und Tenoch, der Begründer ihrer Hauptstadt Tenochtitlan, war kein Kriegshäuptling, sondern ein Oberpriester dieses Gottes. Erst in dieser jüngsten Phase ihrer Geschichte haben sich die Azteken, nachdem sie sich mit anderen Stämmen zu vermischen begonnen hatten, ein weltliches Oberhaupt erwählt, nicht ohne daß ernste Kämpfe zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht vorausgegangen wären. Noch als König Chimalpopoca ein unglückliches Ende nahm, suchte die Priesterschaft die Regierungsgewalt wieder an sich zu reißen. Sie erklärte die schweren Niederlagen, welche das Volk unter diesem Könige erlitten, als eine Strafe der Götter für die Beseitigung ihrer Herrschaft, und wußte, wenn auch nur für kurze Zeit, die Wahl eines neuen Königs zu hintertreiben. Nachdem aber das

Königtum sich erst befestigt, und im Volke den nötigen Rückhalt gewonnen hatte, verfehlte es natürlich nicht, die große Autorität sich zu nutze zu machen, welche die Priester als unmittelbare Organe der Gottheit über das ganze Volk besaßen. In späteren Zeiten wurde die Stelle des Hohenpriesters fast stets mit einem Mitgliede der königlichen Familie besetzt, und gelegentlich ist dieselbe sogar die Stufe gewesen zu der königlichen Stellung selbst.

Zur Zeit der Eroberung war in den Staaten Mittelamerikas die Priesterschaft überall eine festorganisierte Macht, deren höhere Stellungen nur den bevorzugten Klassen des Volkes zugänglich waren. Dennoch hatten sich die Spuren noch keineswegs bis zur Unkenntlichkeit verwischt, aus denen man nachweisen kann, daß diese Priesterschaft auf einen ursprünglichen Zustand zurückgeführt werden kann, der dem Schamanen- und Medicinmännertum der unzivilisierten amerikanischen Nationen vollkommen gleicht. Es war allerdings bei den damaligen Zuständen nicht mehr möglich, daß sich ein beliebiges Mitglied des Stammes aus eigener Machtvollkommenheit zum Vermittler zwischen seinen Stammgenossen und der Gottheit aufwarf. In den mittelamerikanischen Staaten waren in Generationen langer Entwickelung die Priester zu Trägern einer Bildung geworden, die nur mit Hülfe einer sorgfältigen und langandauernden Erziehung erlangt werden konnte. Es bestanden deshalb auch fast bei allen Heiligtümern Tempelschulen, zu denen der Zutritt durch erhebliche materielle Leistungen erkauft werden mußte. Diese Bildung berechtigte aber deshalb noch nicht zur Aufnahme in den Priesterstand; sie war Gemeingut und Gemeinerfordernis für alle Mitglieder der höheren Stände, die auf diese Weise ganz besonders dem Einfluß der Priesterschaft zugänglich erhalten wurden. Die höheren Priesterstellungen waren in vielen Fällen direkt erblich resp. in den Händen bestimmter Familien. Allerdings war mit vielen priesterlichen Verrichtungen das Gelübde der Keuschheit verbunden; in diesem Falle aber half man sich auf eigentümliche Weise, um trotzdem eine priesterliche Nachkommenschaft zu erzielen. So war es z. B. bei dem Oberpriester des Quetzalcoatl, der zur Keuschheit verpflichtet war, Gesetz, daß er sich an einem bestimmten Feste dem Rausche und dem Sinnengenusse hingab, wie ja auch sein Vorbild, der Gott Quetzalcoatl, sich zum Rausche, und in diesem zur Unkeuschheit hatte verführen lassen. Ging nun aus einer solchen Verbindung ein Knabe hervor, so wurde derselbe mit besonderer Sorgfalt im Tempel

erzogen, um eventuell dereinst in die Würde eines Hohenpriesters desselben Gottes einzutreten. Im übrigen war Ehelosigkeit und Keuschheit keineswegs weder bei den Maya noch bei den Nahua ein allgemeines Erfordernis für den Eintritt in den priesterlichen Stand. Es läßt sich sogar daraus, daß gewisse Beichten nur einem verheirateten Manne abgelegt werden durften, direkt schließen, daß es Priester gab, die vermählt waren. Im allgemeinen scheint dies allerdings nicht üblich gewesen zu sein. Trotzdem verurteilte dies nicht die ganze Kaste zur Ehelosigkeit, denn die Priesterschaft war nicht bei allen eine lebenslange. Vielfach verpflichteten sich einzelne Individuen, und zwar Männer wie Frauen, nur für eine gewisse Zeit dem Dienste der Götter und traten nach deren Ablauf wieder in das bürgerliche Leben zurück. Ebenso kam es häufig vor, daß Männer aus angesehenem Geschlechte, nachdem sie wichtige Stellungen im öffentlichen Leben bekleidet hatten, und vermählt gewesen waren, ihr Leben im priesterlichen Stande beschlossen, denn Alter und Ansehen waren Eigenschaften, die im Priesterstande hochgeschätzt wurden.

Daneben aber finden sich selbst bei den höheren Priestern noch Züge, die an die Zustände der Naturvölker gemahnen. So galt es bei den Maya wie den Nahua als besonders verdienstlich, wenn sich die Mitglieder des Priesterstandes ohne alle Hülfsmittel einer verfeinerten Lebensweise in die Wildnis zurückzogen, und sich dort für kürzere oder längere Zeit allen erdenklichen Entbehrungen und Kasteiungen unterwarfen. Durch eine jahrelange Ausdehnung einer solchen Prüfungszeit konnte man sich sogar für den ganzen Rest des Lebens den Anspruch auf eine Art von Heiligkeit verdienen. Für gewisse Zeiten aber waren solche Selbstquälereien allen Mitgliedern des priesterlichen Standes vorgeschrieben. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die mangelhafte Ernährung in Verbindung mit anderen Kasteiungen fast immer zu ekstatischen Zuständen führt, in denen nicht nur die wilden Völker, sondern auch die meisten Kulturnationen eine direkte Beeinflussung durch die Gottheit erblickt haben. Das Gemisch von Gaukeleien und Selbstbetrug, welches ein charakteristisches Merkmal des Schamanentums ist, findet sich ganz unverändert in dem Kultus der Maya und Nahua wieder. Unzweifelhaft glaubten die durch Selbstpeinigung überreizten Priester vielfach selbst, die Stimme des Gottes in ihren Fieberphantasien zu vernehmen; allein wenn, wie dies von einem Tempel in Cozumel berichtet wird, aus Thon

ein hohles Götterbild gemacht wurde, in welches durch einen verborgenen Eingang ein Priester hineinschlüpfte, um denen, welche die Gottheit zu befragen kamen, Orakel zu erteilen, oder wenn aus dem Tempel Huitzilopochtlis ein in den finstersten Teilen verborgener Priester unheimliche Töne hören ließ, die dem Volke als Worte des Gottes vorgeführt wurden, so war eine Selbsttäuschung vollkommen ausgeschlossen, es war das einfach ein Betrug zur größeren Ehre der Gottheit.

Ein anderes Überbleibsel des Schamanentums war die Art und Weise, wie von den Priestern die Heilkunst ausgeübt wurde. Eine Gottheit der Heilkunde verehrten sowohl die Maya wie die Nahua; bei den ersteren wird sie mit dem Namen Cit Bolon Tun bezeichnet, bei den letzteren waren verschiedene Gottheiten als Medicinspender geachtet, speziell gab es aber auch einen Gott von Tzapotlan, Tzapotlan tenan, dem im offiziellen aztekischen Olympe ausschließlich die Funktion als Patron der Heilsalben übertragen worden war. Hierbei handelte es sich aber vermutlich um die Verwertung wirklicher medizinischer Kenntnisse, die in langer Erfahrung erprobt, nachmals vielfach auch von den Eroberern anerkannt und verwertet worden sind. Die höheren Priester haben sich allerdings wohl weder mit der Ausübung einer wirklichen Heilkunde, noch mit den auf Täuschung berechneten Manipulationen der Krankheitsbannungen befaßt. Es gab aber eine Klasse von „Zauberern", und auch diese wurden der Priesterschaft zugezählt, und von dieser als solche anerkannt, die noch ganz so wie die Medizinmänner der Sioux oder Apaches am Bette des Kranken erschienen, räuchernd und Zaubersprüche murmelnd, und die dann, an dem kranken Gliede saugend, einen Stein, ein Tierchen oder sonst einen Gegenstand hervorbrachten, mit der Behauptung, ihn aus dem Kranken herausgesogen, und damit die Krankheit entfernt zu haben.

Daß eine Priesterschaft von solchem Einfluß einen bedeutenden Reichtum in ihren Besitz zu bringen wissen würde, war anzunehmen. Die weiten Ländereien und die Scharen von Sklaven, die zu deren Bewirtschaftung nötig waren, waren wohl mehr noch Eigentum der Götter als Besitz ihrer Priester, doch waren sie in deren Hand ein mächtiges Mittel zur Unterhaltung und Ausbreitung ihres Einflusses. Sie bildeten aber bei weitem nicht das einzige Einkommen der Kaste. Die Anschauung, daß man die Gottheit durch Geschenke günstig stimmen oder die zürnende

durch solche versöhnen könne, ist ein Gemeingut aller Religionen. Sie prägt sich um so schärfer aus, je niedriger der kulturelle Zustand des Volkes, je materieller seine Auffassung von dem Wesen der Götter ist. Auch in dem mittelamerikanischen Kulturkreise glaubte man der Gottheit nicht anders nahen zu dürfen, als mit Gaben und Spenden, und diese wurden bei bestimmten festlichen Anlässen so sehr zu einem stehenden Brauche, daß sie fast einer Besteuerung zu gunsten der Priesterschaft gleich kamen. Ein jeder im Lande war verpflichtet, zur Unterhaltung der heiligen Feuer einige Scheite Holz von Zeit zu Zeit beizusteuern; die Erstlinge der Ernte, der Jagd, des Fischfangs gehörten naturgemäß der Gottheit, von der man annahm, daß sie das Gedeihen der Saaten behütet, die Beute gesendet habe. Ebenso spendete der Kaufmann, der mit einem reichen Schatze erhandelter Waren von seinen Excursionen heimkehrte, einen entsprechenden Teil seiner Kostbarkeiten den Göttern, die seine Geschäfte gesegnet, seine Heimkehr beschützt hatten. Und wenn die Könige mit der Beute eroberter Städte und unterworfener Feinde in ihre Hauptstadt zurückkehrten, so statteten sie naturgemäß in reichen Geschenken den Göttern ihren Dank ab, ohne deren Rat weder im privaten noch im öffentlichen Leben irgend eine wesentliche Handlung unternommen wurde. Und da nun viele dieser Spenden selbst für die Priesterschaft nicht weiter nutzbar gemacht werden konnten, sondern als Ausstattung und Schmuck der Tempel verblieben, so sammelten sich nach und nach in denselben großartige Reichtümer an.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Priesterschaft von diesen ihren Schätzen nicht ausschließlich einen guten Gebrauch machte. Von der Priesterschaft der älteren Mayastaaten wird direkt behauptet, daß sie üppigem Wohlleben ergeben gewesen, und in einem solchem Maße entsittlichend und entnervend auf das Volk eingewirkt hätte, daß es vor einem ernstlichen feindlichen Angriff nicht mehr stand zu halten vermochte, sondern fast widerstandslos seine heiligen Stätten preisgab, und in neuen Wohnorten eine vor dem Feinde gesicherte Zuflucht suchte. Ähnliche Verhältnisse mögen zu dem Auf- und Niederwogen der Stämme und Reiche in Anahuac nicht wenig beigetragen haben. Daß unkriegerisches Wohlleben, wenn auch vielleicht noch nicht wirkliche Verweichlichung, wesentlich dazu beigetragen hat, daß Tezcuco seine Vormachtstellung so bald an Mexico-Tenochtitlan verlor, ist unver-

kennbar. Bei den Azteken selbst scheint dieses fast unvermeidliche Ziel der fortschreitenden Entwickelung zunächst noch in einiger Ferne gelegen zu haben. Man darf aber über dieser Kehrseite nicht übersehen, daß die Priesterschaft des mittelamerikanischen Kulturkreises den wesentlichsten Anteil an dessen Zivilisation gehabt hat, und daß die Priester die eigentlichen Träger aller Bildung gewesen sind.

Die für den Priesterstand bestimmten Individuen wurden schon in früher Kindheit von ihren Eltern nach dem Tempel gebracht, und den für diese Zwecke angestellten Priestern zur Erziehung und Ausbildung übergeben. Während ihrer Lehrzeit hatten sie schon immer bei den Festlichkeiten der Götter untergeordnete Funktionen auszuüben: sie hatten die für die Opfer nötigen Gegenstände herbeizuschaffen, den Schmuck der Götterbilder bereiten zu helfen, an den Gesängen teilzunehmen u. a. m. Wenn ihre Vorbildung beendet war, wurden sie dem eigentlichen Tempeldienste zugeteilt; sie mußten sich mit den Einzelheiten des Kultus jeder einzelnen Gottheit vertraut machen, die heiligen Schriften studieren und fortführen lernen u. s. w. Ob ein eigentliches Aufrücken in den priesterlichen Graden stattgefunden hat, oder ob jedem einzelnen nach seinen besonderen Fähigkeiten der Platz im Tempeldienste angewiesen wurde, läßt sich mit Bestimmtheit nicht erkennen. Nur soviel wird überliefert, daß für die höchsten Priesterstellungen die Wahl vom Könige abhing. Das war sicher nur eine Errungenschaft späterer Zeiten, in denen eine starke weltliche Macht dem Einfluß des Priesterstandes das Gleichgewicht zu halten gelernt hatte. Denn auf diese Weise war, da der Oberpriester im ganzen Lande über alle Angehörigen des geistlichen Standes eine wenn auch nicht unumschränkte Disciplinargewalt ausübte, thatsächlich die gesamte Macht der Priesterschaft in den Dienst des weltlichen Königtums gestellt.

Zu den wichtigsten Pflichten des Priesterstandes gehörte die Erziehung der Jugend und die Pflege von Künsten und Wissenschaften. Bei den meisten Tempeln befanden sich neben den Calmecac genannten Tempelschulen besondere klosterartige Gebäude, die man mit dem Namen Telpochalli belegte, in denen die dem Kindesalter entwachsene männliche Jugend so lange ihre Erziehung und Bildung genoß, bis sie zur Begründung eines eigenen Hausstandes reif erachtet wurde. Diese Erziehung erstreckte sich ebensosehr auf die bescheidenen Anfangsgründe wissenschaftlicher

Kenntnisse, wie auf die Ausbildung der körperlichen Fähigkeiten. So wie der narbenbedeckte Krieger den Anspruch besaß, in seinem Alter priesterliche Funktionen zu übernehmen, so wurde der Zögling des Telpochalli gleichzeitig zum Krieger herausgebildet, und derjenige durfte sich einer besonderen Bevorzugung erfreuen, der schon in jugendlichen Jahren sich durch Thaten der Tapferkeit ausgezeichnet hatte.

Trotz dieser Vermischung des Kriegerischen mit dem Priesterlichen fanden doch auch die ernstlicheren Studien in diesem Stande eine sorgfältige Pflege. Das Studium der heiligen Bücher war eine wesentliche Obliegenheit der höheren Priester. Die Kunst der Schrift ist zweifellos deren Erfindung. Bei den Nahua-Völkern ist ja die Kunst des Schreibens nicht viel über eine Art des Rebus-Malens hinausgediehen. Die Übermittelung abstrakter Begriffe ist mit diesen Hülfsmitteln ungemein schwierig, wo nicht unmöglich gewesen. Trotzdem umfassen die Aufzeichnungen, die auf uns gelangt sind, sowohl historische als astronomische, sowohl rituelle als praktische Gegenstände. Es scheint, daß die Schreibweise der Zapoteken und der verwandten Völker sich zwar genau aus denselben Elementen zusammensetzt, wie die der Azteken, daß deren Verwendung aber eine umfassendere und vielseitigere gewesen ist. Es ist wenigstens bis jetzt noch nicht gelungen, trotz der vollkommenen äußerlichen Übereinstimmung zwischen den Handschriften aztekischen und zapotekischen Ursprunges auch die letzteren auf dieselbe verhältnismäßig einfache Weise verständlich zu machen, die für ihre jüngeren Nachbildungen sich durchaus bewährt hat.

Bei der allseitigen Übereinstimmung der Kulturerrungenschaften der Maya- und Nahuavölker kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die Grundlage des Schriftsystems der Maya dieselbe gewesen ist, wie bei den Nahua. Wenn es aber schon nicht gelungen ist, die Handschriften der Zapoteken zu entziffern, in deren Schreibweise meist die sinnlichen Gegenstände, die als Schriftelemente Verwendung fanden, unschwer zu erkennen sind, so bereitet die Erklärung der Mayaschrift noch viel größere Schwierigkeiten, denn hier sind offenbar unter dem Einflusse einer außerordentlich langen Zeit der Entwickelung die Elemente, aus denen die Schrift sich zusammensetzt, in einem solchen Maße conventionell verflacht und vereinfacht, daß es fast ganz ausge-

schlossen ist, sie auf gegenständliche Formen zurückzuführen. Das war bereits im 16. Jahrhundert so der Fall, daß die spanischen Missionare glaubten, nicht nur eine Lautschrift, sondern geradezu eine Buchstabenschrift vor sich zu haben.

Die Schrift ist in dem mittelamerikanischen Kulturkreise immer ein Geheimnis der Priesterkaste und der von ihr Eingeweihten aus den höchsten Kreisen des Volkes gewesen. Somit war natürlich auch all das, was in geschriebenen Dokumenten überliefert wurde, ausschließlich der Priesterkaste zugänglich und bekannt. Ein großer Teil der mittelamerikanischen Handschriften hat einen rituellen Charakter, und diente somit unmittelbar den Bedürfnissen der Priesterkaste. Bei der innigen Verbindnng zwischen Staat und Kirche, staatlichem und kirchlichem Besitz, kann es auch nicht Wunder nehmen, die Tributlisten unterworfener Stämme in den aztekischen Handschriften zu finden. Wenn sich in eben diesen umfängliche geschichtliche Aufzeichnungen vorfinden, so erinnern wir uns, daß in dem Unterrichte, den die aztekische Jugend in den Priesterschulen empfing, die Thaten der Vorfahren gewiß einen um so breiteren Raum einnahmen, als er dazu bestimmt war, die Zöglinge zu Thaten kriegerischer Tapferkeit zu begeistern. Mancher andere Inhalt der Handschriften mag sich uns noch verbergen, weil ihre Erklärung noch nicht allseitig gelingt. Es scheint, daß auch die Mayahandschriften ähnliches enthalten haben. Es fehlen dort allerdings historische Überlieferungen, es sei denn, daß gewisse monumentale Inschriften geschichtliche Ereignisse verewigen. Auch Tributlisten finden wir wohl um deswillen nicht, weil eine Zusammenfassung der kleinen Mayareiche unter einem Regimente anscheinend niemals in dem Umfange bestanden hat, wie in Mexiko. Dagegen spielen rituelle Gegenstände in den Mayaschriften eine wesentliche Rolle, und in und neben ihnen Aufzeichnungen astronomischen oder vielleicht mehr noch astrologischen Inhalts.

Die Kenntnis, welche sich die Priesterschaft der mittelamerikanischen Kulturreiche vom Laufe der Gestirne zu erwerben gewußt hat, ist eine ganz hervorragende, und würde uns heutzutage noch unbegreiflicher vorkommen, wenn wir nicht wüßten, daß die Grundlagen des Kalendersystems, welches noch heute die alte Welt beherrscht, auf den astronomischen Kenntnissen der babylonischen Priesterschaft beruhen, die sich dieselben, ebenso wie die mittelamerikanische, ohne Hülfe irgendwelcher Instru-

mente, nur auf Grund sorgfältiger, über außerordentlich lange Zeiträume fortgesetzter Beobachtungen erworben hat. Die Zentralamerikaner haben nicht nur die Länge des Sonnenjahres zu 365 Tagen gekannt, sondern auch schon von der Notwendigkeit einer Einschaltung zur Korrektur der Jahreslänge gewußt. Ihre Planetenbeobachtungen haben sich zuverlässig noch auf Merkur und Venus, vielleicht sogar auch auf den scheinbaren Kreislauf des Jupiter erstreckt. Daß sie noch andere Gestirne in ihre mythologischen Überlieferungen hineinbezogen haben, ist bereits erwähnt worden, während weiterhin von der kunstvollen Ausgestaltung ihres Kalendersystems zu reden sein wird.

Die Mayahandschriften enthalten aber noch einen Rest von Darstellungen, der sich mit dem bereits Erwähnten nicht erschöpft. Die eigentümliche Art der Darstellung erschwert es wesentlich, denselben rein nach dem äußeren Anscheine zu beurteilen. Vermutlich können wir aber doch eine Vorstellung von seinem Inhalte durch einen Analogieschluß gewinnen. Lange Zeit nach der Eroberung und Christianisierung des mittleren Amerika erhielten sich unter den Eingeborenen Überlieferungen aus der heidnischen Vorzeit und Reste von heidnischen Bräuchen. Es bildete sich daraus eine Art von Geheimlehre, die neben der äußerlichen Bekehrung zum Christentum fortdauerte und weiter gepflegt wurde. Ihr Inhalt ist niedergelegt in den sogenannten Büchern des Chilam Balam. Der Name bedeutet etwa so viel als der weise Mann und bezeichnete in der Vorzeit eine Klasse von Priestern. Diese Bücher sind zwar in der Mayasprache verfaßt, aber bereits mit spanischen Schriftzeichen geschrieben, obwohl ihr Inhalt vielfach sich mit dem der alten Handschriften berührt. In diesen Büchern findet sich nun neben rituellen und mythologischen Dingen fast immer ein Stamm von geschichtlichen Notizen, und endlich Prophezeiungen und Regeln der Lebensweisheit und alltäglichen Klugheit, sodaß ihre Gesamtheit stark an unsere Almanachs und Kalender erinnert. Der Inhalt ist in solchem Maße typisch, daß man, obwohl eine stattliche Anzahl von Büchern des Chilam Balam aus verschiedenen Ortschaften des Mayagebietes auf uns gekommen sind, auf eine bestimmte, allen gemeinsame Vorlage schließen zu müssen glaubte. Wenn es aber eine solche typische Form für die Bücher priesterlicher Weisheit gegeben hat, so liegt die Vermutung nahe, daß die alten Handschriften einen ähnlichen Inhalt bergen, und diese findet eine Bestätigung darin, daß zwischen

gewissen Partien der Handschriften unter einander und mit den Büchern des Chilam Balam offenbar eine gewisse Ähnlichkeit obwaltet. Die Zukunft muß lehren, wie weit die daraus gezogenen Schlüsse sich bestätigen.

Die Priester waren aber nicht nur die Schriftgelehrten, sie waren auch die Künstler des mittelamerikanischen Kulturbereiches. Was sie als Baumeister geleistet haben, ist schon aus Anlaß der Tempelbauten erwähnt worden. Höher noch muß man ihre bildnerische Kunstfertigkeit schätzen: manche ihrer Reliefdarstellungen sind in den Einzelheiten mit einer solchen Naturwahrheit ausgeführt, daß man zu der Überzeugung gelangt, daß das Überwiegen eines oft bis ins Fratzenhafte gesteigerten Symbolismus in ihren Skulpturen und in den Zeichnungen der Handschriften viel mehr in einer bewußten Absicht als in dem Unvermögen der künstlerischen Gestaltung seine Ursache hat. Auch als Dichter sind die Priester aufgetreten: es sind uns eine erhebliche Anzahl von Hymnen an einzelne Götter in der Sprache der Nahua überliefert worden, und Nezahualcoyotl, einer der letzten Könige von Tezcuco, der aus individueller Neigung tiefer als die meisten seiner Zeitgenossen in die Geheimnisse priesterlicher Weisheit sich versenkt hatte, soll Gedichte von bemerkenswerter Schönheit hinterlassen haben, die noch in spanischen Zeiten von Munde zu Munde gingen und viel bewundert wurden. Die priesterlichen Ansprachen, die Sahagun seinem Werke über die Kultur Neu-Spaniens einverleibt hat, haben von jeher die Aufmerksamkeit erregt durch den hohen moralischen Gehalt ihrer Ausführungen und die eigenartige Form, in der dieser den Hörern vermittelt wird. Was wir von der Musik der Mexikaner wissen, läßt uns dieselbe zunächst allerdings dürftig und vielfach direkt mißtönend erscheinen. Allein wenn man die Dürftigkeit der Hilfsmittel in Betracht zieht, welche dem eingeborenen Componisten zu Gebote standen, so muß man verständiger Weise nicht unsere Maßstäbe an ihre musikalischen Erzeugnisse legen. Überliefert wird, daß die Musik in den Kreisen der Priesterschaft künstlerische Pflege fand und daß die Vorführung neuer Musikwerke ein Ereignis von Bedeutung bildete. Endlich muß man wohl auch in den Tänzen und theatralischen Aufzügen, die bei allen Festen der Mexikaner eine hervorragende Rolle spielten, ein Erzeugnis priesterlicher Kunstbethätigung sehen. Diese Aufführungen erscheinen uns heute vielfach unsinnig und lächerlich: aber für den, der in den alles durchdringenden Sym-

bolismus des mexikanischen Kultus eingeweiht war, waren sie ohne Zweifel von tiefsinniger Bedeutung.

Man muß sich alle diese kulturellen Verdienste der Geistlichkeit im Gedächtnis halten, um nicht in die fast einmütige Verurteilung einzustimmen, welche ihr Wirken von Seiten der spanischen Geschichtschreiber und Missionare gefunden hat. Was diese zu ihrem harten Urteile veranlaßte, war vor allem der Opferdienst, wie er bei den Azteken von Mexiko-Tenochtitlan üblich geworden war. Es ist nun freilich eine unbestreitbare Thatsache, daß dieser in seiner grausamen Blutdürstigkeit in der gesamten Geschichte der Menschheit nur wenige Seitenstücke findet: allein es ist ebenso unzweifelhaft eine Ungerechtigkeit, die Übertreibungen und Auswüchse des lokalen Kultus der Azteken auf den gesamten mittelamerikanischen Kulturkreis zu übertragen.

3. Die Opfer.

Die Formen des Opfers waren nicht nur in diesem im allgemeinen, sondern speziell auch bei den Azteken außerordentlich mannigfaltig und keineswegs auch nur in ihrer überwiegenden Mehrheit blutigen Charakters. Es gab kaum irgend einen Gegenstand des alltäglichen Lebens, der nicht auch unter Umständen den Göttern zu einem willkommenen Opfer hätte werden können. Der weitverbreitete Brauch, den Göttern die Erstlinge jeder menschlichen Thätigkeit darzubringen, um dadurch deren wohlwollende Beförderung ihres weiteren Fortganges zu erkaufen, herrschte auch bei den Maya und Nahua. Der Landmann brachte ihnen die Erstlinge des Feldes, die ersten Früchte des Herbstes, der Jäger die erste Beute seines Jagdzuges zum Opfer; teils in der primitivsten Form, indem er sie auf einem Altar mitten zwischen den Feldern niederlegte, oder indem er, ehe er die Jagdbeute verzehrte, einen Teil den Göttern zu Ehren am Lagerfeuer verbrannte. Aber bei gewissen Gelegenheiten, z. B. wenn die Erntezeit begann, gestalteten sich diese Darbringungen auch zu umfänglichen festlichen Veranstaltungen, bei denen die Priesterschaft im Namen der Götter mehr oder weniger einen Tribut von dem Volke erhob. In gleicher Weise opferten aber auch die anderen Stände die Erstlinge von ihrer Hände Arbeit, und so strömten Gewebe, Gefäße, Geräte, Reichtümer und Kostbarkeiten in den Tempeln zusammen. Alle diese Opfer hatten aber noch einiger-

maßen den Charakter des Zufälligen an sich. Der feststehende Brauch ließ es vielleicht niemals an Spenden fehlen; theoretisch aber war der Fall keineswegs unmöglich, daß diese Opfer auf kürzere oder längere Zeit stockten oder ausblieben.

Es gab aber auch eine große Menge regelmäßiger durch das Glaubensgesetz vorgeschriebener Opfer. Die häufigste und verbreitetste Form derselben war die Räucherung, und zwar wurde dieselbe mit Hülfe des Kopalharzes ausgeführt, das wegen seines Wohlgeruchs nachmals auch in dem katholischen Kultus der neuen Welt in weitem Umfange die schwer zu beschaffenden Räuchermittel der alten Welt ersetzt hat. Mit Kopal brachte jeder Eingeborene, wenn er sich bei Sonnenaufgang erhob, seinen Hausgöttern ein einfaches Opfer dar, ehe er sein Tagewerk begann. Es war die Pflicht der Priesterschaft, in den ihrer Obhut unterstehenden Tempeln solcher Opfer im Laufe des Tages eine ganze Anzahl — bis 9 Mal in 24 Stunden — darzubringen. Der einfache Mann schüttete in ein irdenes Pfännchen ein paar glimmende Stengel und legte darauf ein paar Körner des duftenden Harzes. Wie weit verbreitet und wie festgewurzelt dieser Brauch bei den Eingeborenen war, beweist die Thatsache, daß man fast in allen neu entdeckten Tempelruinen noch solche Räuchernäpfchen angetroffen hat, welche deutliche Spuren davon trugen, daß sie bis in die neueste Zeit ihrem Zwecke gedient hatten. Die Priester bedienten sich zu ihren Räucheropfern besonderer Gefäße, die mit den Weihrauchbecken des katholischen Kultus große Ähnlichkeit hatten. Sie waren aus Thon gefertigt und unten geschlossen, um die glühenden Holzkohlen aufzunehmen. Die obere Hälfte aber war durchbrochen, um dem Rauche, der sich von dem Kopal entwickelte, mehrfachen Ausgang zu gewähren. Diese Gefäße wurden vor den Götterbildern hin- und hergeschwenkt und zwar mindestens einmal in jeder der vier Himmelsrichtungen. Diese Räucheropfer waren in solchem Maße bezeichnend für den Priesterstand, daß die Tasche, in welcher die Kopalkörner getragen wurden, in den bildlichen Darstellungen das Abzeichen des priesterlichen Standes bildet. Und das Material der Tasche, echtes Tigerfell oder Nachahmung desselben, bildete das Rangabzeichen für die verschiedenen Grade der aztekischen Priesterschaft.

Einen bevorzugten Gegenstand der regelmäßigen Opfer bildeten die Blumen. Es gab wohl bestimmte Feste und es gab einzelne Gottheiten, denen nur bestimmte Blumen geopfert wurden;

einzelne Gattungen von solchen haben wohl auch stets einen Vorrang als Opfergegenstände genossen. Im allgemeinen aber genügte es, den Göttern nur reichlich und immer frische Blumen und Gewächse zu spenden. Das Anfertigen von Blumen- und Laubguirlanden gehörte zu den notwendigen Vorbereitungen fast aller Feste, und der Bedarf daran war so groß, daß er noch nicht einmal von den Scharen der Tempeldiener befriedigt werden konnte, sondern daß auch die außerhalb Stehenden zur Hülfe bei deren Anfertigung hinzugezogen werden mußten. Ebenso war es Pflicht der Tänzer und Tänzerinnen, und bei manchen Festen die aller Teilnehmer, sich mit Blumen zu schmücken oder solche in der Hand zu tragen.

Ein eigentümlicher Opferbrauch der Azteken war die Darbringung von Papier. Die Bewohner von Mexiko und den Nachbarstaaten scheinen dem Papier, welches sie aus den Fasern der Agave durch Auftragen eines weißen kalkigen Überzuges herstellten, einen hohen Wert beigemessen zu haben. Es durfte niemals fehlen in dem Schmucke, den sie ihren Göttern oder den Repräsentanten derselben anlegten, und die Reste des Papiers, das solchen Zwecken gedient hatte, wurden unter die Teilnehmer an den festlichen Ceremonien verteilt und als Amulette sorgfältig bewahrt.

Eine andere Art der Opfer waren die Sühnopfer. Es gab im mexikanischen Staate nicht eigentlich eine weltliche Strafgewalt, sondern jedes Unrecht war ein Vergehen gegen die Götter und mußte durch Spenden an deren Tempel gesühnt werden. Die Spanier glaubten geradezu bei den Eingeborenen das Sakrament der Beichte wiederzuerkennen, als sie erfuhren, daß es Gesetz sei, sein Unrecht dem Priester derjenigen Gottheit anzuzeigen, deren Gebote man verletzt hatte — die Sündenrächer waren in erster Linie Tezcatlipoca, Tlazolteotl und die Cihuateteo — und daß die Eingeborenen sich fast immer bedingungslos dem unterwarfen, was der Priester ihnen auferlegte. Die ethnische Grundlage des Brauches ist wohl eher in einer Art von Wehrgeld zu suchen, welches der Übelthäter in Gestalt eines Opfers zur Sühne seines Unrechtes erlegte. Denn die Buße befreite den Sünder selbst bei den schwersten Verbrechen von jeder weiteren Verfolgung. Nur wer eines Unrechtes überführt wurde, das er nicht durch Beichte und Buße gesühnt hatte, verfiel einer weltlichen, meist unbarmherzig harten Strafe.

Der Grundsatz, daß das Blut lebender Wesen den Göttern ein besonders willkommenes Opfer sei, galt auch bei den Völkern Mittelamerikas, und so brachte man ihnen denn vielerlei Tiere zum Opfer. Bei den Maya war es besonders der Truthahn, der als Spende an die Götter vielfach in ihren Handschriften abgebildet ist. Bei den Azteken bildeten den häufigsten Opfergegenstand aus dem Tierreiche die Wachteln, denen man vor dem Bilde des Gottes den Kopf abriß, sodaß das frische Blut auf den Altar oder in die heiligen Gefäße rann. Auch größere Tiere, Hunde, Wild, wurden bei bestimmten Anlässen geopfert. Das wertvollste Opfer aber war das menschliche Blut, nur brachte man dieses den Göttern keineswegs ausschließlich in der Form dar, daß man das Opfer tötete. Es wird als eine Anordnung Quetzalcoatls angesehen, obwohl es jedenfalls ein uralter priesterlicher Brauch war, sich zu Ehren der Götter der Selbstkasteiung zu unterwerfen. Von dem Fasten und den Entbehrungen, denen sich die Priester unterwarfen, war schon die Rede; aber abgesehen davon, daß den meisten Festen gesetzlich bestimmte allgemeine Fastenzeiten vorauszugehen pflegten, war das Meiden des menschlichen Verkehrs, die Zurückziehung in die Laube des Büßers, verbunden mit Fasten und Selbstquälereien eine oft auferlegte Strafe, oder aber auch ein den Göttern freiwillig dargebrachtes und gern gesehenes Opfer. In diesem Zusammenhange nahm die Blutentziehung wohl ihren größten Umfang an, sie war aber in bestimmten bescheidenen Grenzen nicht nur den Priestern, sondern jedem Gläubigen bei bestimmten Gelegenheiten vorgeschrieben. Sie erfolgte meist mit Hülfe der scharfen Dornen der Maguey-Blätter, doch konnten auch Fischgräten, Knochenspitzen oder andere scharfe Gegenstände deren Stelle ersetzen. Man entzog sich das Blut an den verschiedensten Teilen des Körpers, an den Oberarmen, der Brust, den Schenkeln, den Geschlechtsteilen. Die verbreitetste Form des Blutopfers aber war die Durchbohrung resp. Ritzung des Ohrläppchens und der Zunge. Im allgemeinen ritzte man nur die Oberfläche — bei der Zunge mit Vorliebe an deren unteren Seite — so weit, daß das Blut tropfenweise hervorquoll. Die so befleckten Dornen wurden in Gras eingewickelt, oder die Blutstropfen auf Gras aufgefangen und so den Göttern dargebracht. Die bildlichen Darstellungen machen es aber wahrscheinlich, daß die Priester diese Kasteiungen in wesentlich verschärfter Form an sich vornahmen, indem sie die

Zunge thatsächlich so weit durchbohrten, daß zie ein feines Grasseil, in welches von Zeit zu Zeit scharfe Dornen eingeknüpft waren, durch die durchbohrte Zunge hindurchzogen. Ein berühmtes Relief von Tenosique — jetzt im British Museum — stellt einen in reiche Gewänder gehüllten Priester dar, der vor seinem Gotte knieend diese Art der Selbstkasteiung vornimmt. Das Durchbohren der Zunge mit einem spitzen Knochen oder Pflock wird in Maya- wie Nahuahandschriften öfter abgebildet. Eine ähnliche, wenn auch minder blutige Form der Selbstquälung bildete das Ausheben der Augen aus ihrer Höhlung, was gleichfalls des öfteren abgebildet wird.

Bei den Maya und in dem Kultus des Quetzalcoatl bildeten diese Kasteiungen die üblichen, fast ausschließlichen Opfer menschlichen Blutes. Quetzalcoatl verabscheute unbedingt das Opfer, welches durch die Tödtung menschlicher Wesen dargebracht wurde. Auch von den Maya wird öfters behauptet, daß ihnen das Menschenopfer unbekannt und verabscheuungswürdig gewesen sei. Das letztere kann aber kaum wörtlich richtig sein. Daß es bei den Maya äußerst selten und nur bei ganz ungewöhnlichen Anlässen vorkam, darin stimmen alle Berichterstatter überein. Sie erzählen aber auch davon, daß in dem heiligen Teiche von Chichen Itza Jungfrauen oder Kinder ertränkt wurden als Opfer für die Götter. Und in den Mayahandschriften findet sich das Menschenopfer wenigstens zweimal in der bei den Azteken üblichen Form dargestellt: durch Ausreißen des Herzens. Endlich wird überliefert, daß die Maya eine besondere Bezeichnung, Nacom, für diejenigen Priester gekannt hätten, denen es oblag, den zum Opfer Bestimmten die Brust zu öffnen.

Obwohl dies die typische Form gewesen ist, in welcher das Menschenopfer bei den Azteken vollzogen wurde, so ist es keineswegs die einzige. Es gab bestimmte Gelegenheiten, bei denen das Opfer an einen Pfahl gebunden und durch Pfeilschüsse getötet wurde. Bei anderen Anlässen wurde ihm der Kopf abgeschnitten. Auch der Tod durch Ertränken kommt als Form des Opfers vor. Manchmal wurde dem Opfer das Herz zwar ausgerissen, aber erst unmittelbar nachdem der Tod eingetreten war. So besonders am Feste Xiutecutlis, wo die Opfer lebendig auf dem Scheiterhaufen geröstet, dann aber möglichst noch zuckend vor den Altar des Gottes geschleift wurden, um den Tod durch Öffnen der Brust zu erleiden.

Auf jeder Tempelpyramide befand sich vor der Heiligtumszelle, dem Aufgange gegenüber, aber so, daß er möglichst von allen Seiten gesehen werden konnte, der Opferstein. Man hat wiederholt geglaubt, in gewissen großen Mühlstein ähnlichen Blöcken, die in der Nähe alter Heiligthümer gefunden worden waren, diese Opfersteine wiederzuerkennen. Das ist unbedingt irrig gewesen. Es mögen einzelne solcher Steine einer anderen Form des Opfers, dem Kampfopfer (sacrificio gladiatorio), gedient haben; die meisten sind aber wohl nur Altäre gewesen, die oft in dieser Form gestaltet worden sind. In der Dresdener Mayahandschrift findet sich eine Abbildung davon, wie dem über den Stein geworfenen Opfer die Brust geöffnet wird, und mit deren Hülfe muß man sich nach den Beschreibungen der Chronisten den Opferstein ungefähr so vorstellen, wie einen in Tischhöhe abgeschnittenen großen Baumstumpf, dessen Oberfläche aber nicht flach, sondern nach allen Seiten abfallend gearbeitet war, sodaß die Mitte kräftig emporgewölbt erschien. Über diesen Stein wurde der zu Opfernde so hinweggeworfen, daß die Wölbung unter den hohlen Rücken zu liegen kam: so traten die untersten Rippen stark gegen die Bauchhöhle vor, und der Opferpriester konnte, indem er mit dem Obsidianmesser einen kräftigen Stoß direkt unterhalb der Rippen führte, eine Öffnung herstellen, die es ihm ermöglichte, das Herz des Opfers noch lebend zu erfassen und rasch herauszureißen. Damit er diese Manipulation mit Sicherheit vornehmen könne, wurde das Opfer von fünf Personen festgehalten, je zwei packten es an Händen und Füßen, während der fünfte den Kopf hintenüberbog, um das Heraustreten der Brusthöhle zu verstärken. Bei den Maya scheinen die Opfer an Händen und Füßen gefesselt gewesen zu sein, sodaß auch schon drei Männer genügt hätten, um es in der richtigen Lage zu erhalten. Die Berichte sagen zwar nur ausnahmsweise davon, daß das Opfer anders als nur durch menschliche Kräfte festgehalten worden sei; trotzdem hat man vielfach angenommen, daß der Kopf durch ein besonderes Instrument festgehalten worden sei. Man hat nämlich auf mittelamerikanischem Boden eine große Anzahl von hufeisenförmigen Steinjochen aufgefunden, die teils nur oberflächlich geglättet, teils aber auch mehr oder minder reich mit Skulpturen bedeckt sind, die sowohl aus Maya- als aus Nahuagegenden stammen. Man konnte sich zunächst deren Zweck nicht vorstellen, bis jemand auf den Gedanken verfiel, sie könnten in Verbindung mit den

mühlsteinförmigen Opfersteinen dazu Verwendung gefunden haben, über den Hals des Opfers gelegt dessen Kopf festzuhalten. Die Erkenntnis von der echten Form des Opfersteins macht diese Deutung ohne weiteres hinfällig. Auch zeigen die Skulpturen der Joche, daß sie kaum einem so grausamen Zwecke gedient haben können; was aber ihre wirkliche Bedeutung gewesen sei, hat um deswillen noch nicht aufgeklärt werden können, weil weder die spanischen Chronisten dieser Gebilde Erwähnung thun, noch auch die alten Bilderschriften sie erkennen lassen.

Das Tödten der Opfer durch das Herausreißen des Herzens erforderte sowohl Kraft als Geschicklichkeit, es konnte deshalb nicht von dem ersten besten verrichtet werden. Schon bei den Mayastämmen gab es, wie wir sahen, eine bestimmte Kategorie von Priestern, denen diese Arbeit oblag; es wird aber berichtet, daß diese in geringer Achtung standen. Auch bei den Mexikanern war es im allgemeinen die Obliegenheit einer untergeordneten Priesterklasse, diese Blutarbeit zu verrichten. Doch mußten auch die höheren und höchsten Priester hinlänglich mit den erforderlichen Handgriffen vertraut sein. Denn wenn sie auch im allgemeinen mit dem blutigen Geschäfte verschont waren, so mußten sie doch an gewissen Festtagen das Opfer an den ersten vier dazu Bestimmten, je einem für jede Gegend des Weltalls, vollziehen. Daß das Herausreißen des Herzens die Darbringung des ganzen Opfers symbolisiert, liegt auf der Hand. Auch diese halbzivilisierten Völker hatten hinlänglich erkannt, daß die Brust, und besonders das Herz, der eigentliche Sitz des Lebens sei, sodaß die Begriffe Herz und Athem auch in anderen Beziehungen gleichbedeutend mit Leben sind. Man brachte denn auch den Göttern selbst nur die Herzen der Opfer dar, die, sobald sie herausgerissen waren, in einem irdenen Gefäß oder einem Korb gesammelt und so im Heiligtum vor dem Bilde des Gottes niedergelegt wurden.

Der Leichnam des Opfers erfuhr eine verschiedene Behandlung je nach der Gottheit, der das Opfer dargebracht worden war. Die fünf Männer, die es im Augenblicke der Tödtung hielten, hatten nur bei den Opfern für Mixcoatl am Feste Quecholli die Aufgabe, den Leichnam die Stufen der Tempelpyramide hinunter zu tragen und bei Seite zu schaffen. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle wurde er lediglich vom Opfersteine heruntergeworfen und so weit an den Rand der Plattform geschleift, daß er hinunter zu rollen begann. Er wurde so mit gelegentlicher

Nachhülfe von Stufe zu Stufe gerollt, und es war die Absicht, daß dabei das Blut eine sichtbare Bahn hinterlassen sollte. Am Fuße der Pyramide nahm derjenige den Leichnam in Empfang, der den Sklaven oder den Gefangenen zum Zwecke des Opfers gestellt hatte. Meist wurde ihm jetzt der Kopf abgeschlagen, und entweder von dem Eigentümer, der die Skalplocke schon vor der Opferung abgeschnitten und als Reliquie verwahrt hatte, während der ganzen Dauer der Ceremonien als Trophäe an den Haaren herumgetragen, oder aber, nachdem von Schläfe zu Schläfe ein Pfahl hindurchgetrieben worden war, in einer Schädelstätte, deren es im Tempelbezirke von Mexiko-Tenochtitlan allein mehrere gab, aufgestellt. Die Opfer des Xipe wurden, wenigstens an seinem Hauptfeste Tlacaxipehualitztli, das darnach seinen Namen führte, geschunden, und ihre Haut wurde eine Zeit, oft tage- und wochenlang als eine Art von Bußübung getragen. Nicht immer, aber vielfach, wurde das Fleisch der Opfer von deren Eigentümern an die ihm Nahestehenden verschenkt, um verspeist zu werden. Er selbst genoß nicht davon, denn der Sklave oder Gefangene war eine zeitlang Hausgenosse, ein Mitglied seiner Familie, gleichsam ein Stück von ihm selbst gewesen. Aber es galt als selbstverständlich, daß diejenigen, die von dem Opfer, das ein anderer gespendet, gegessen hatten, diesen wiederum zum Mitessen einluden, wenn sie ein Opfer spendeten. Mit Rücksicht darauf, daß sie verspeist zu werden bestimmt waren, wurden die zu Opfernden geradezu gemästet und in Wohlleben fett gemacht. Diesem Brauche lag ursprünglich vielleicht ein anderer Gedanke zugrunde, der sich aber im Bewußtsein des Volkes mehr und mehr verwischt hatte.

Es ist verwunderlich, daß bei einem Volke, welches doch in der Zivilisation verhältnismäßig erhebliche Fortschritte gemacht hatte, die Anthropophagie noch in einem so beträchtlichen Umfange, wenn auch nur als rituelle Zeremonie, fortbestand. Den Schlüssel dazu geben uns aber verschiedene andere Zeremonien, die teils mit dem Menschenopfer selbst, teils mit anderen religiösen Handlungen zusammenhängen. Zunächst ist der Zug bemerkenswert, daß das Opfer schon bei seinen Lebzeiten als ein Teil seines Besitzers betrachtet wurde. Indem es dieser durch den Akt der Opferung an den Gott abtrat, wurde dieser der Besitzer, und damit das Opfer indirekt ein Teil der Gottheit. Der Gedanke nun, daß man durch das Verspeisen des Opfers sich teilhaftig

macht an der Wesenheit des Gottes, ist genau derselbe, dem wir in der christlichen Abendmahlsfeier in ihrer orthodoxen Auffassung wiederbegegnen. Daß dieser Gedankengang den Mittelamerikanern vollkommen verständlich und geläufig war, dafür giebt es eine ganze Reihe von Beweisen. Das Opfer wurde keineswegs nur im Momente seines Todes und nach demselben als ein Teil der Gottheit aufgefaßt, sondern vielfach schon bei seinen Lebzeiten. So wurden die Frauen, welche man den Erdgöttinnen zu opfern pflegte, regelmäßig mit den Attributen der Gottheit geschmückt und mit deren Namen belegt. Ganz besonders lehrreich aber ist in dieser Beziehung der Kultus, der mit dem Opfer des Tezcatlipoca getrieben wurde.

Alljährlich am Feste Toxcatl wurde diesem Gotte auf einer unscheinbaren Tempelpyramide zu Tlacoxcalco an der Grenze von Chalco ein auserlesener Jüngling geopfert, der während eines ganzen Jahres hindurch die Rolle dieses Gottes unter den Lebenden gespielt hatte. Die Priester erzogen zu diesem Zwecke beständig in den Tempelhäusern eine Anzahl Knaben, die körperlich wie geistig den höchsten Anforderungen entsprechen mußten. Auf ihre Ausbildung wurde die äußerste Sorgfalt verwendet, so daß sie nicht nur in allen Künsten und guten Sitten geübt, sondern vor allen anderen gut erzogen waren. Mit dem Augenblicke, wo das Opfer des abgelaufenen Jahres sein Leben geendet hatte, wurde ein anderer dieser Knaben zum Repräsentanten Tezcatlipocas erwählt. Von diesem Augenblicke an wurde er von seiner Umgebung mit königlichen Ehren überhäuft. Acht Diener, wie die des Königs gekleidet, standen fortwährend zu seiner Verfügung und bildeten sein ständiges Geleite. Zwar mußte der Jüngling im Tempel des Gottes wohnen, und dahin zurückkehren; im Übrigen aber war seine Bewegungsfreiheit kaum gehemmt, und wo er sich unter den Menschen blicken ließ, wurde er mit Blumenspenden, mit Räucherungen, mit Opfergaben, kurz mit einer Anbetung empfangen, als wenn der Gott selbst zur Erde gestiegen wäre. Selbst die Könige bezeugten ihm ihre Ehrerbietung, wo sie mit ihm zusammentrafen. Den Höhepunkt erreichte dieser Kultus in den letzten 20 Tagen, welche dem Feste Toxcatl vorangingen. In dieser Zeit wurde dem Jünglinge der Schmuck des Gottes angelegt, und vier auserlesene Jungfrauen, denen die Namen der vier Göttinnen Xochiquetzal, Xilonen, Atlatonan und Huixtocihuatl beigelegt wurden, wurden ihm als Genossinnen bei-

gesellt. Jetzt wetteiferten die Großen und Reichen des Landes, ihn und seine Begleitung in rauschenden Festen zu feiern, bei denen der Repräsentant des Gottes alle Freuden der Erde bis auf die Neige kosten durfte. Erst am Tage vor seinem Opfertode wurde er aus diesem Rausche herausgerissen. Sein Festgefolge geleitete ihn an eine bestimmte Stelle des Sees, wo seiner eine reichgeschmückte Barke harrte. Allein ehe er dieselbe, von einigen Priestern geleitet, bestieg, verließ ihn der festliche Schwarm, und die Genossinnen seiner letzten Tage nahmen von ihm Abschied. Am jenseitigen Ufer ward er ans Land gesetzt und in rascher Wanderung mußte er die Pyramide von Tlacoxcalco erreichen, denn wenn der erste Strahl der Sonne auf die Erde fiel, mußte er sein zuckendes Herz treffen. Indem er ohne fremde Hülfe die Stufen des Tempels emporstieg, entkleidete sich der Jüngling der göttlichen Attribute, er zerbrach die Flöten eine nach der anderen, deren kunstvolle Handhabung eine seiner hauptsächlichsten Aufgaben gewesen war. Sobald er die Höhe erreicht hatte, wurde er über den Opferstein geworfen, und endete in der gewohnten Weise sein Leben, während sein Nachfolger im gleichen Augenblicke im Tempel von Mexiko seine Götterrolle antrat.

Daß die ganze Ceremonie dazu bestimmt war, das Scheiden und die Wiederkehr der sommerlichen Sonne zu versinnbildlichen, ist schon oben erwähnt worden. Hier kommt es hauptsächlich auf die Eigentümlichkeit an, daß der zum Opfer Bestimmte durch diese Bestimmung allein schon der göttlichen Wesenheit in solchem Maße für teilhaftig angesehen wird, daß man ihn ein volles Jahr hindurch mit göttlichen Ehren auszeichnet, als Gott betrachtet. Dasselbe geschah in minder umfänglicher Weise auch bei anderen Gottheiten; so gab es auch einen ganz ähnlichen zum Opfer vorausbestimmten Repräsentanten Huitzilopochtlis, allein kein anderer erfreute sich einer so allgemeinen Verehrung, als der Tlacochcalco Xaotl.

Wie sehr man in dem Opfer ein Aufgehen in das Wesen der Gottheit sah, das zeigt auch der Glaube, welcher über den Zustand der Opfer nach ihrem Tode obwaltete. Es waren in der Mehrzahl Sklaven und Kriegsgefangene, welche man den Göttern zum Opfer darbrachte, also Angehörige von Ständen, die man im irdischen Leben nicht zu den hervorragenderen zählte. Und doch glaubte man, daß, während der gewöhnliche Mann nach seinem Tode in das Schattenreich Mictlantecutlis wanderte, in

welchem ihm alles andere eher als ewige Freuden blühten, daß die dem Gotte Geopferten ohne Rücksicht auf ihren irdischen Stand unmittelbar nach dem Tode entweder in das Paradies des Tlaloc oder in denjenigen der neun Himmel gelangten, in welchem der Gott seinen Wohnsitz hatte, als dessen Opfer sie gestorben waren. Dieser Glaube läßt es erklärlich erscheinen, daß die Mittelamerikaner sich der Grausamkeit ihrer massenhaften Menschenopfer nicht bewußt wurden, daß es im Gegenteil nicht eben selten vorkam, daß sich Leute aus dem Volke freiwillig den Göttern zum Opfer bringen ließen, um damit den Eingang in das Reich der Seligkeit zu erkaufen.

Wenn auch die verbreitetste, so war doch das Herausreißen des Herzens keineswegs die ausschließliche Form des Menschenopfers. Für mindestens gleich ehrenvoll galt es den Tod in dem Kampfopfer (sacrificio gladiatorio) zu erleiden. Dazu konnten allerdings keine Sklaven, sondern ausschließlich Kriegsgefangene gelangen; aber auch hier konnten die Opfer durch die Freigebigkeit Privater gestellt werden, und es kam nicht selten vor, daß auch solche, die selbst keinen Feldzug gemacht, keine Feinde gefangen hatten, solche durch Kauf an sich brachten, um sie im Kampfopfer ihr Leben beschließen zu lassen. Auch dieses Opfer wurde auf weithin sichtbarer Stelle vor allem Volke veranstaltet. Der Gefangene wurde nach mancherlei voraufgegangenen Ceremonien mit den Abzeichen des Gottes Xipe geschmückt und erhielt als Bewaffnung einen hölzernen Schild und ein hölzernes Schwert. So wurde er in Prozession nach dem Platze geleitet, wo der Kampf stattfinden sollte. In dessen Mitte befand sich ein kreisrunder Stein mit einem Pfahl im Centrum, und an diesen Pfahl wurde der Gefangene mit Hülfe eines Strickes derartig befestigt, daß er sich zwar frei auf der ganzen Peripherie des Kreises bewegen, aber von dem Steine nicht herunter gelangen konnte. Nun traten ihm vier Krieger in voller Ausrüstung entgegen, die er bekämpfen mußte. Natürlich befanden sich diese dem Gefangenen gegenüber in einem gewaltigen Vorteil. Es kam denn auch nicht selten vor, daß die zum Opfer Bestimmten nur geringe Gegenwehr leisteten, und sich bald niederwerfen ließen, um die Dauer ihrer Qual und Todesangst nicht zu verlängern. Allein absolut aussichtslos war doch auch ihr Widerstand nicht. Zum Nahkampfe, und nur dieser war zulässig, führten doch auch ihre Gegner nur verhältnismäßig primitive Waffen; ihre Schwerter und

Keulen waren allerdings mit scharfen Obsidiansplittern besetzt, allein auch eine solche Waffe konnte den Holzschild nicht durchdringen. Die vier Gegner durften allerdings gleichzeitig den Gefesselten bedrängen, allein sie durften den Stein nicht betreten, so daß dem Gefangenen der Rücken frei blieb. Gelang es diesem aber, seine vier Gegner zu überwältigen, so winkte ihm nicht nur Leben und Freiheit, sondern er durfte gewärtig sein, als der geachtetsten Krieger einer mit Ehren überschüttet zu werden. Wer auf dem Steine unterlag, dem wurde an Ort und Stelle von den zu diesem Zwecke anwesenden Priestern die Brust aufgeschnitten und das Herz ausgerissen. Dem Leichnam wurde dann die Haut abgezogen und diese so wie der Kopf dem Besitzer des Gefangenen ausgehändigt. Während das Fleisch verspeist wurde, benutzte man die Haut zu Mummereien, den Kopf trug der Besitzer bis zum Ende der Zeremonien an den Haaren mit sich herum.

Diese Opfer betrachteten die Azteken und die ihnen verwandten Stämme so sehr als ein unbedingtes Erfordernis ihrer Religion, daß Kriegsgefangene um jeden Preis beschafft werden mußten. Der Krieg selbst wurde auf diese Weise eine religiöse Institution. Die Überzeugung von der unbedingten Notwendigkeit dieser Art von Opfern ging so weit, daß die Azteken zu einer Zeit, wo andauernde Hungersnöte und Landplagen es ihnen unmöglich machten, ernstliche Kriege zu führen, einen Vertrag mit ihren Nachbarn in Tlaxcala und Huexotzinco abschlossen, nach welchem von Zeit zu Zeit auf neutralem Boden zwischen kleinen Scharen beider Parteien Scheinkämpfe nur zu dem Zwecke abgehalten wurden, um gegeneinander Kriegsgefangene zu machen, die man den Göttern zum Opfer bringen konnte.

Eine eigenartige Form hatten die Opfer für Xiuhtecutli, den Gott des Feuers. Auch ihnen wurde schließlich zwar auf dem Opfersteine das Herz ausgerissen; allein zuvor wurden sie, an Händen und Füßen gefesselt, auf mächtige Scheiterhaufen geworfen, und so lange in der Glut hin- und hergewälzt, bis ihnen unter diesen Qualen das Leben zu entfliehen drohte. In diesem Augenblicke wurden sie mit Hülfe von Stecken wieder vom Scheiterhaufen heruntergerissen und die Stufen des Tempels zum Opferstein emporgeschleift, damit das Herz noch nicht zum Stillstande gekommen war, ehe es herausgerissen wurde.

Auf die bisher beschriebene Weise wurden nur Männer geopfert, und männlichen Geschlechtes scheint allerdings die über-

wiegende Mehrzahl der Opfer gewesen zu sein, besonders weil man zu den Massenopfern nur männliche Sklaven und Kriegsgefangene verwendete. Aber es wurden auch Frauen und Kinder geopfert. Den Göttinnen der Erde und der Fruchtbarkeit wurde an jedem ihrer Feste eine Frau geopfert, die während der Festzeremonien die Göttin dargestellt, mit ihrem Schmucke angethan gewesen war. Allein sie endete, obwohl man auch ihr das Herz aus der Brust riß, ihr Leben zumeist nicht auf dem Opfersteine, sondern sie wurde, wenn der bestimmte Moment gekommen war, von einem Priester so auf den Rücken genommen, daß sie eine ähnliche Stellung einnahm, wie die auf dem Steine zu Opfernden. Die geopferten Frauen wurden fast ausnahmslos geschunden; ein Teil ihrer Haut wurde zu einem Gewande der Göttin verwendet, andere Teile wurden von jungen Priestern übergezogen, die in dieser Vermummung die Freiheit genossen, allerhand Unfug an denen, die ihnen begegneten, zu verrichten.

Einen ungewöhnlichen Abschluß fanden die Zeremonien am Feste Etzalqualiztli, welches dem Tlaloc und seiner Schwester, der Chalchihuitlicue, geweiht war. Die Opfer endeten zunächst ihr Leben in der gewohnten Weise auf dem Opfersteine. Dann aber begab sich eine priesterliche Prozession mit all den Schmuckstücken, welche die Geopferten auf ihrem letzten Wege getragen, und mit einem blauen Gefäße, worin man alle die ausgerissenen Herzen gesammelt hatte, hinunter an das Seeufer, bestieg ein Boot und ließ sich zu der Stelle hinausrudern, wo man glaubte, daß das Wasser des Sees in das Erdinnere hinab verschwinde. Hier wurde zuerst das Gefäß mit den Herzen, dann der übrige Schmuck der Opfer, und schließlich selbst das Räuchergefäß, das bis zu diesem Augenblicke zu der heiligen Handlung gedient hatte, in das Wasser geworfen, und man meinte, daß die Fluten erzitterten, wenn sie das Opfer empfingen.

Kinder, und zwar noch im Säuglingsalter, wurden ausschließlich den Tlaloques geopfert. In deren Gefolge befanden sich ja die Tepictoton, die Kleinen, die Repräsentanten der Hügel und Berge, in denen man das Wasser aufgespeichert glaubte; wenn man ihnen Kinder opferte, so war wohl auch dies aus der Absicht hervorgegangen, den Göttern ihre Ebenbilder darzubringen. Diese Opfer geschahen nicht in Mexiko selbst, sondern auf einer Anzahl von Bergen in der Umgebung der Hauptstadt. Dorthin wurden die Kinder in feierlichen Prozessionen geleitet, und wenn

sie unterwegs reichlich Thränen vergossen, so betrachtete man das als ein gutes Vorzeichen, welches reichliche Regengüsse, und damit eine gesegnete Ernte verhieß. Auch ihnen wurde schließlich das Herz aus der geöffneten Brust gerissen; die Körper aber wurden gekocht und verspeist.

4. Das festliche Jahr.

Jede einzelne Form des Opfers hatte natürlich ihre bestimmte Zeit und Gelegenheit, und zwar nicht nur die blutigen, sondern auch die unblutigen Opfer, nur daß die letzteren weit häufiger stattfanden, und fast immer auch neben den anderen herliefen. Alle mittelamerikanischen Völker regelten ihre religiösen Zeremonien nach einem übereinstimmenden Kalender, und dieser ist eine so eigenartig komplizierte Erfindung der Priesterschaft, daß er mit einigen Worten erklärt zu werden verdient.

Die Zeitrechnung der Mittelamerikaner war eine doppelte. Sie rechneten nach einem bürgerlichen Jahre von 365 Tagen, das sie durch Schalttage mit dem wirklichen Sonnenjahre in Übereinstimmung zu erhalten gewußt haben sollen, ohne daß uns überliefert ist, in welcher Weise dies geschehen sein soll. Dieses Jahr teilten sie in 18 Monate von je 20 Tagen, während die fünf überschießenden Tage als „nichtig", nemontemi, keinem Monate zugezählt und als unheilbringend angesehen wurden. Daneben lief ein rituelles Jahr, das sogenannte Tonalamatl, von 20 Wochen zu 13, also insgesamt 260 Tagen, das ohne alle astronomische Begründung eine rein willkürliche Zeitbegrenzung darstellt. Ein großer Teil der Maya- und der Nahuahandschriften beschäftigt sich mit diesem, Tonalamatl genannten Ritualjahre, und umfängliche Berechnungen sind von den alten priesterlichen Schriftstellern vorgenommen worden, um dies Jahr von 260 Tagen mit dem Sonnenjahre, den Jahrescyklen, und vermutlich auch mit den Jahren (Umlaufszeiten) gewisser Planeten in Übereinstimmung zu bringen. Die Erfindung dieses Kalenders muß in uralter Zeit schon erfolgt sein, denn er ist Gemeingut aller mittelamerikanischen Völker, ist aber doch von den verschiedenen Völkergruppen in so selbständiger Weise durchgebildet worden, daß jedenfalls keine unmittelbare, in jüngerer Zeit erfolgte Entlehnung vorliegen kann. Auch das weist auf ein hohes Alter dieses Kalenders hin, daß die zur Bezeichnung der Tage, Wochen und Monate dienenden

Namen teilweise dem Idiome, wie es zur Zeit der Eroberung gesprochen wurde, nicht mehr verständlich waren resp. mißverständlich gedeutet wurden. Die Kalenderrechnung der Maya ging von einem bestimmten Tage in ferner Vergangenheit aus, der um 3750 Jahre vor der Zeit gelegen hat, in der die Inschriften von Copan hergestellt wurden. Das wird allerdings möglicherweise ein ebenso imaginärer Ausgangspunkt sein, als das der jüdischen Zeitrechnung zu grunde gelegte Jahr der Erschaffung der Welt; immerhin läßt es auf die Erinnerung an eine lange Vergangenheit schließen. Bei den Azteken ist ein solcher Ausgangspunkt noch nicht ermittelt worden, obwohl ihr System der Ziffernschreibung auch ihnen ermöglichte, große Zahlen zu bewältigen, wenn auch nicht mit der Leichtigkeit, wie das der Maya, welches der modernen Art der Zahlenschreibung von allen anderen deshalb am nächsten kommt, weil auch in ihm die — vertikale, nicht wie bei uns horizontale — Stellung der Ziffern zu einander deren Geltung bedingt.

Jedes der beiden Jahre, das bürgerliche wie das rituelle, hatte nun seine Festtage, und das Verhältnis beider zu einander bedingte, daß die einen sich als feste, die anderen als bewegliche Feiertage darstellten. Das Schwergewicht lag auch für die religiösen Veranstaltungen in dem bürgerlichen Jahre. In dieses waren die hohen, oft vieltägigen Götterfeste eingereiht, und ihnen gebührte der Vorrang, wenn, wie dies häufig vorkam, ein Fest des bürgerlichen und eins des rituellen Jahres zusammenfielen. Die Hauptfeste waren an das Ende der 18 Monate des bürgerlichen Jahres verlegt und gaben diesen den rituellen Charakter. Das scheint durchaus schon bei den Maya der Fall gewesen zu sein. Die Angaben, welche Diego de Landa über diesen Punkt in seine Darstellung des Mayakalenders eingeflochten hat, sind allerdings nicht umfänglich genug, um den Nachweis der Übereinstimmung zwischen dem Festkalender der Maya- und Nahuavölker im einzelnen zu erbringen. Eine ausführliche Schilderung aber besitzen wir nur von demjenigen Feste, welches am Anfange jeden Jahres zu Ehren der Bacab, der Herren der Weltgegenden und Jahresregenten, gefeiert wurde, und dessen Zeremonien darin gipfelten, daß der Regent des verflossenen Jahres abgesetzt, und der des folgenden an seiner Stelle feierlich auf den Thron erhoben wurde. Gerade für dieses Fest aber besitzen wir in dem Ritual-Kalender der Azteken kein entsprechendes Gegenstück; es

dürfte aber auch bei den Maya keins der Hauptfeste gewesen sein, denn dafür war die mythologische Bedeutung der Bacabs nicht groß genug. Einzelne der Mayafeste fallen zeitlich offenbar mit den Festen zusammen, welche den entsprechenden Gottheiten bei den Nahuavölkern gefeiert wurden; über die Mehrzahl derselben sind wir aber auf so dürftige Angaben beschränkt, daß sich keinerlei Vergleichungen über ihren Charakter anstellen lassen. Nur so viel geht aus den Aufzeichnungen der alten Chronisten deutlich hervor, daß bei den Maya an keinem dieser regelmäßigen Feste Menschenopfer dargebracht wurden, sondern daß sie insgesammt einen harmlosen und heiteren Charakter besaßen.

Über die Feste der Mexikaner besitzen wir einen auf Grund sorgfältiger Nachforschungen abgefaßten Bericht in dem Geschichtswerke des Pater Sahagun. Darnach fanden in jedem Monate in den ersten Tagen Götterfeste statt, die dem Zeitabschnitte seinen Charakter und seine Bedeutung gaben. Diese Feste verteilen sich keineswegs in annähernder Gleichmäßigkeit auf alle Götter. Im Gegenteil: wir lernen wohl erst aus Zahl und Art dieser Feste kennen, welche Gottheiten in dem landesüblichen Kultus im Vordergrunde der Verehrung standen.

Die erste Stelle nehmen die Tlaloques, die Regengötter, ein. Schon bei den Maya werden uns mindestens zwei Feste dieser Götter genannt; in dem heiligen Kalender der Azteken sind ihnen sogar vier Feste angesetzt: das erste des Jahres Atlacahualco, das dritte, Toçozontli, das sechste, Etzalqualiztli und das sechzehnte Atemoztli. Allerdings ist deren Bedeutung nicht immer die gleiche. Das Hauptfest ist das erste: an ihm fanden die vorher beschriebenen Opfer der kleinen Kinder statt, um von den Tlaloques den Regen zu erbitten. Ähnliche Opfer fanden zwar auch an dem dritten Feste statt, daneben aber war dies ein Fest der Frühlingsblumen, und neben Tlaloc war die Göttin der fruchtspendenden Erde, Coatlicue, Herrin dieses Festtages. Einen wesentlich verschiedenen Charakter trug das Fest Etzalqualiztli. Es war auf der einen Seite ein Reinigungs- und Sühnungsfest für diejenigen Priester, die sich im Dienste der Götter irgend etwas hatten zu schulden kommen lassen. Alle Priester feierten es durch ein gemeinsames, zu mitternächtiger Stunde genommenes Sühnungsbad; diejenigen aber, die eine besondere Schuld zu büßen hatten, wurden zuvor schon ins Wasser geworfen und derartig mißhandelt, daß sie oft für todt liegen blieben. Im weiteren Ver-

laufe nimmt das Fest die Bedeutung eines Dankfestes an. Auf Matten von frisch geschnittenem Schilfrohr bringt man den Göttern Früchte dar, man speist sich und alle, die davon essen wollen, mit einem besonders bereiteten Festgebäck, von dem den Göttern natürlich auch gespendet wird; man opfert erwachsene Sklaven und Gefangene auf dem Opfersteine, ihre Herzen aber werden in einem thönernen Gefäße in feierlichem Geleite auf den See hinausgerudert, und unter Gebet-Zeremonien mit reichen Spenden dort im Wasser versenkt. Das vierte Fest der Tlaloques endlich, Atemoztli genannt, wurde im 16. Monat, bei Eintritt der Regenzeit, gefeiert. Es war eigentlich ein Fest der Berge und ihrer Götter, der Tepictoton, die man als Genossen der Tlaloques ansah. Es verlief zum Unterschiede der anderen Feste unblutig und wurde im wesentlichen im Hause gefeiert, indem man aus einem Teige Abbilder der Berge formte, denen man erst diminutive Opfer darbrachte, die aber schließlich von Priesterhand zerstört und von allen Anwesenden verspeist wurden. Auch hier also wieder die Vorstellung, daß man das Opfer mit dem Gotte wesensgleich macht, dann aber ißt, um des Gottes teilhaftig zu werden.

Wenn auch nicht dem Namen, so doch dem Wesen nach war auch das 13. Fest, Tepeilhuitl, ein Fest der Regengötter. Man fertigte, wie am Atemoztli, Abbilder der Berge und Wolken aus Teig, denen man zunächst Opfer darbrachte, die aber, nachdem sie ihre feierliche Rolle ausgespielt hatten, verspeist wurden. Gleichzeitig wurden schlangengestaltige Symbole aufgestellt und in feierlicher Prozession umhergetragen. Geopfert wurden an diesem Tage ein Mann und vier Frauen vor dem Tempel des Tlaloc, indem man ihnen das Herz ausriß. Sie wurden dann geköpft, das Fleisch verspeist, der Kopf aber von Schläfe zu Schläfe durchbohrt und in einer jener Schädelstätten aufbewahrt, die das Entsetzen der ersten Spanier hervorriefen. Sie fanden deren mehrere allein im Tempelbezirke von Tenochtitlan, und zwar zählten die aufgepflanzten Schädel nicht nur nach Hunderten, sondern nach Tausenden.

Selbst Huitzilopochtli, der aztekische Hauptgott, hatte nicht Anspruch auf eine gleich große Zahl von Festen, wie die Tlaloques. Es waren ihm nur zwei Monate, Tlaxochimaco und Panquetzaliztli geweiht. In dem ersteren wurde ein Fest gefeiert, das ausgesprochen den Charakter eines Frühlingsfestes trug. Man schmückte die Tempel und die Götterbilder allenthalben in den Häusern und

in den Tempeln mit Blumen und Guirlanden, und brachte nur unblutige Opfer dar. Die Hauptfeierlichkeit vollzog sich im Tempel des Huitzilopochtli und bestand in einem Tanze der gesamten waffenfähigen Mannschaft, den die bewährtesten Krieger anführten, und an welchem die Mädchen des Telpochpan, die gefälligen Genossinnen der Krieger, teilnahmen. Der Huitzilopochtli, wie wir ihn aus den Berichten der Spanier kennen, tritt uns besonders deutlich in dem 15. Jahresfeste, Panquetzaliztli, entgegen. Es ist eins der aztekischen Hauptfeste, dem die längsten Vorbereitungen voraufgehen, und das selbst vier Tage lang andauert, und sich durch die ganze Stadt hinzieht. An diesem Feste wurden besonders massenhaft Sklaven und Gefangene geopfert; zog doch eine besondere priesterliche Prozession durch die ganze Stadt, nur um an fünf bis sechs verschiedenen Stellen solche Opfer zu vollziehen. Das waren aber nur die nebensächlichen. Die Hauptopfer wurden bei dem Tempel Huitzilopochtlis teils in der üblichen Weise, teils in der Form von Kampfspielen dargebracht, bei denen die Opfer in zwei feindliche Scharen geteilt wurden, während die Krieger, die der König dazu bezeichnete, sich am Kampfe beteiligten, um die Zahl der Gefallenen nicht zu klein werden zu lassen. Die Kosten dieses Festes trugen hauptsächlich die reichen Kaufleute; aber auch die von den Feldzügen heimgebrachten Gefangenen wurden bei dieser Gelegenheit geopfert. Der Gott selbst wurde in doppelter Weise in das Fest hineingezogen: einmal wurde sein Ebenbild, aus Teig geformt, von denen, die sich durch besondere Bußübungen dazu vorbereitet hatten, verspeist — ein Vorgang, den die Missionäre vielfach mit dem christlichen Abendmahl in Parallele gestellt haben — andrerseits entsandte er wiederholt von der Höhe seiner Pyramide herab seinen Stellvertreter, Painal, der für die Prozessionen und Opfer das Zeichen gab. Einmal kam er dabei in der Form einer feuerspeienden Schlange hernieder und verzehrte die Papiere, die den Schmuck der Gefangenen gebildet, ihnen aber vor dem Opfertode wieder abgenommen worden waren. Panquetzaliztli ist das Fest des Kriegsgottes, nicht des Frühlingsgottes Huitzilopochtli. Es wurde denn auch in anderen Teilen des Aztekenreiches nicht für ihn, sondern für den lokalen Kriegs- und Sonnengott gefeiert.

Zwei Festtage hatte sonst im Laufe des Jahres nur noch der Feuergott Xiuhtecutli, dem der zehnte Monat, Xocohuetzi, und der letzte, Izcalli, heilig waren. An dem ersteren wurden

die grausamen Menschenopfer dargebracht, von denen schon die Rede war. Außerdem wurde im Tempelhofe ein Mast aufgerichtet, auf dessen Spitze sich die reich geschmückte Figur Xiuhtecutlis befand. Um diese wurde von den jungen Leuten eine Art Wettklettern veranstaltet, und derjenige, dem es gelang, zuerst zu der Figur hinaufzukommen und sich ihrer Waffen zu bemächtigen, wurde von dem zuschauenden Volk ob seiner Kühnheit hochgepriesen und von den Priestern reich beschenkt. Das Fest Izcalli zählte für gewöhnlich zu den unblutigen. Man entzündete allerdings an demselben unter feierlichen Zeremonien das neue Feuer für das kommende Jahr, und verband damit mancherlei Feuerspielereien, die der Chronist einem Feuerwerk vergleicht; aber die Opfer, mit denen man das neue Feuer speiste, bestanden nur in Wild, in Geflügel, in Gebäck und in Papier. Nur in jedem vierten Jahre wurde auch dieses Fest blutig gefeiert. Dann wurden eine große Anzahl von Opfern männlichen und weiblichen Geschlechtes auf dem Opferstein vor dem Tempel Xiuhtecutlis durch Ausreißen des Herzens getödtet, und der Schmuck, mit dem sie, ähnlich dem Gotte, bekleidet worden waren, wurde verbrannt, während die höchsten Würdenträger, vom Könige angeführt, dem Gotte zu Ehren eine besonders feierliche Prozession aufführten.

Von den übrigen Festen waren neun je einer einzelnen Gottheit geweiht; trotzdem aber bestanden zwischen manchen dieser Feste große Ähnlichkeiten. Vier von den neun waren weiblichen Gottheiten heilig, und je zwei von ihnen bekunden eine nahe Verwandtschaft durch die vielfache Übereinstimmung ihrer Zeremonien. Alle vier gipfelten darin, daß ein Weib, welches während der festlichen Darstellungen das Kostüm der Göttin getragen, und in deren Rolle an den Tänzen teilgenommen hatte, schließlich der Göttin geopfert wurde. Am Tecuilhuitontli, dem Feste der Huixtocihuatl, und am Tititl, dem der Ilamatecutli wurde das Opfer um die Mitte des Tages vollzogen, und zwar auf dem Opfersteine, das eine Mal vor dem Tempel Tlalocs, als dessen Schwester die Huixtocihuatl galt, das andere Mal vor demjenigen Huitzilopochtlis, der wohl als Gemahl der Ilamatecutli angesehen worden sein muß. Am Tititl war die Repräsentantin der Göttin das einzige Opfer; unmittelbar, nachdem ihr das Herz in der üblichen Weise aus der Brust gerissen worden war, wurde ihr der Kopf abgeschlagen, den der Oberpriester während des

weiteren Verlaufes des Festes an den Haaren mit sich herumtrug. Am Feste der Huixtocihuatl aber wurden der Darstellerin der Gottheit zahlreiche männliche Gefangene ins Jenseits vorausgeschickt, um ihr dort als Gefolge zu dienen. Im Gegensatze dazu lag bei dem Feste der Xilonen, Hueitecuilhuitl, und dem der Toci, Ochpanitztli, der Schwerpunkt der Veranstaltungen in der Nacht, und zu diesem Zeitpunkte erfolgte auch die Tödtung des die Göttin darstellenden Weibes. Dasselbe endete sein Leben aber nicht auf dem Opfersteine, sondern es wurde mitten während der Zeremonien plötzlich von einem Priester auf den Rücken genommen, und so das Opfer vollzogen. Am Ochpanitztli wurde die Geopferte unmittelbar nach ihrem Tode geschunden, und zwar wurde aus der einen Schenkelhaut eine Maske für den Gott Centeotl gemacht, die einer seiner Priester zunächst bei allerlei Veranstaltungen in der Hauptstadt trug, dann aber an die Grenze gegen Tlaxcala brachte, wo der Vertreter des Gottes mit seinem Gefolge nach den mannigfachen Scheinkämpfen, die zu Ehren der Göttin, seiner Mutter, veranstaltet worden waren, oft noch einen ernstlichen Kampf gegen die Landesfeinde zu bestehen hatte, ehe er seine Maske in dem dafür bestimmten kleinen Heiligtume ablegen konnte. Mit der eigentlichen Haut des Opfers wurde ein Priester der Toci bekleidet, der sich in diesem Aufputze zum Tempel des Huitzilopochtli verfügte, und dort eigenhändig vier Gefangene auf dem Opfersteine tödtete, bis ihm andere Priester die Blutarbeit an den weiteren Opfern abnahmen. Auch er legte nach langen zeremoniellen Aufführungen die Haut des Opfers an einer bestimmten Stelle ab, wo sie aufgespannt und getrocknet wurde. Das Fest galt als Sühnungsfest, und war deshalb von besonders langen Vorbereitungen begleitet. Das Forttragen der abgezogenen Haut versinnbildlichte wohl die Vertreibung von Unheil und Unrecht. Außerdem aber war es ein Fest der Krieger; Kampfspiele der Dienerinnen der Toci, der Medizinweiber und Hebammen, bildeten einen wesentlichen Bestandteil des Festes, die Göttin selbst, d. h. ihr Bild, stieg nächtlicher Weile vom Tempel hernieder, um ihre Anhänger zum Siege zu führen, und eine Parade der Krieger, denen bei dieser Gelegenheit der König je nach ihrem Verdienste Geschenke verabreichte, bildete den Beschluß der Feierlichkeiten.

Auch am Hueitecuilhuitl wurde die zu Opfernde bei Nacht und auf dem Rücken eines Priesters getödtet, ausnahmsweise

ward sie aber zuerst geköpft, und ihr dann erst das Herz ausgerissen, und zwar erfolgte dies im Tempel des Centeotl, nachdem sie als dessen weibliches Seitenstück, als Xilonen, gekleidet, den vier Himmelsrichtungen Opfer dargebracht hatte. Das Fest, dessen Glanzpunkt in feierlichen Tänzen bestand, welche die Reichsten und Angesehensten des Volkes in den glänzendsten Festkleidern die Nacht hindurch beim Scheine von Fackeln und mächtigen Feuerstößen aufführten, fiel in die trockene Jahreszeit, in die Periode, wo teilweise Hungersnöte alljährlich unter der armen Bevölkerung ausbrachen. Es wurde deshalb von denen ausgerichtet, die der öffentlichen Not zu Hülfe kommen wollten, und es wurde durch eine acht Tage lang fortgesetzte Speisung der Bedürftigen eingeleitet.

Auch das Fest Hueitoçoztli ist eigentlich das Fest einer Göttin; allein da man im offiziellen aztekischen Festkalender die Maisgottheit Centeotl als männlich auffasste, so gesellte man diesem Gotte in der Gestalt der Chicomecoatl eine weibliche Genossin bei, die für die Verständlichkeit der Zeremonien nicht entbehrt werden konnte. Es war entsprechend der Jahreszeit, in die es fiel, ein Frühlingsfest und wurde deshalb unblutig, hauptsächlich durch Darbringung von Blumen und Schmückung der Götter mit solchen gefeiert. Von dem Frühlingsfeste des Huitzilopochtli, dem Tlacoximaco, unterschied es sich aber dadurch, daß es in unmittelbare Beziehung zur Feldbestellung gebracht wurde. An diesem Feste war es nämlich üblich, daß aus jedem Hausstande eine Anzahl Maiskolben durch eine festlich geschmückte Jungfrau im Tempel der Chicomecoatl, der Göttin der Nahrungsmittel, dargeboten, von deren Priestern gesegnet, dann aber sorgsam wieder heimgebracht und wohl verwahrt wurden, um demnächst bei der Feldbestellung als Aussaat zu dienen.

Eins der blutigsten Feste war dasjenige des Xipe, genannt Tlacaxipehualitztli, das Menschenschinden, welches im zweiten Monate des aztekischen Jahres gefeiert wurde. Die zahlreichen Opfer waren meist Kriegsgefangene und endeten ihr Leben teils auf dem Opfersteine vor dem Tempel Huitzilopochtlis, teils im Kampfspiele. In beiden Fällen aber wurde dem Leichnam die Haut abgezogen und das Fleisch gegessen. Mit den Häuten wurden junge Leute bekleidet, die zunächst in diesem Kostüme durch die Straßen der Stadt zogen, indem sie mit allen ihnen Begegnenden Scheinkämpfe aufführten; sie blieben aber dann in

dieser Verkleidung volle 20 Tage, bis zum Feste Toçoztli. Erst da wurde ihnen in feierlicher Weise die ekelhafte Kleidung abgenommen, und allerlei feierliche Waschungen an ihnen vollzogen. Daß die merkwürdige Prozedur die Bedeutung einer Sühne für die Tödtung der Gefangenen hatte, wird dadurch wahrscheinlich, daß auch deren Besitzer sich in derselben Zeit ähnlichen Bußübungen unterwarfen: sie durften sich so lange den Kopf nicht waschen und das Haar nicht machen. Auch dies war ihnen erst unter gewissen Zeremonien am Toçoztli-Feste wieder gestattet.

Das fünfte Fest Tozcatl galt als ein besonders hoher Feiertag und wurde zu Ehren des Tezcatlipoca gefeiert. Von den allgemeineren Formen der Feier abgesehen wurde es fast ganz ausgefüllt von den Zeremonien, die mit dem Opfer des Repräsentanten des Gottes verbunden waren, und die schon oben ausführlich geschildert worden sind.

Das vierzehnte Fest Quecholli war dasjenige des Mixcoatl und der Jäger. An den Tagen, die ihm vorausgingen, war die gesamte männliche Einwohnerschaft damit beschäftigt, Jagdwaffen anzufertigen, die an dem eigentlichen Festtage in feierlicher Weise geweiht wurden. Damit verbunden war ein Kultus der Verstorbenen; auch für sie fertigte man Miniaturwaffen an, die auf ihren Gräbern 24 Stunden aufgestellt und demnächst verbrannt wurden. Den Beschluß des Festes bildete ein großes Kesseltreiben in den Bergen, bei welchem die neuen Waffen erprobt wurden. Geopfert wurden ein Mann und eine Frau, welche den Mixcoatl und seine Genossin vorstellten; das Opfer wurde im Tempel des Mixcoatl in der üblichen Weise vollzogen, nur daß die zu Tödtenden wie ein erbeutetes Wild an allen vier Extremitäten zusammengefesselt, und so zum Opfersteine geschleppt wurden.

Von den achtzehn Festen des Jahres ist nur noch eines zu erwähnen, das Teotleco, das im zwölften Monat, aber nicht zu Ehren eines einzelnen, sondern aller Götter gefeiert wurde. Der Name Teotleco bedeutet Ankunft der Götter, und es hatte damit die Bewandtnis, daß man glaubte, in der Zeit der größten Dürre und Hitze hätten auch die Götter die Erde gemieden. Erst nun mit der Wiederkehr einer fruchtbareren Jahreszeit erwartete man sie zurück und begrüßte sie durch festliche Veranstaltungen, die sich über mehrere Tage erstreckten. Allen voran kam der ewig junge Gott Tezcatlipoca an, und ihm zu Ehren wurde der Tag

vor dem eigentlichen Feste mit Spenden und Gelagen gefeiert. Während der folgenden Nacht wurde in dem Heiligtume von weißem Mehle ein kleiner flacher Hügel angefertigt: auf ihm mußte sich die Fußspur der heimkehrenden Götter ausprägen, und um dies zu beobachten, wachte die ganze Nacht hindurch ein Priester neben demselben. Sobald er die Fußspur entdeckt hatte, gab er mit seinem Instrumente ein Zeichen, das von allen anderen Tempeln aufgenommen wurde, und dem Volke die Rückkehr der Götter verkündete. Von dem Augenblicke an pilgerte die Menge zu den Altären der Götter und brachte den Heimgekehrten Spenden dar. Festliche Gelage, die man als Fußwaschung der Götter bezeichnete, schlossen auch diesen Tag. Am dritten Festtage kamen die alten Götter nach; sie konnten mit den jüngeren und rüstigen nicht Schritt halten, und kamen deshalb einen Tag später. Es waren vor allem Yacatecutli, der Gott der Kaufleute, und Xiuhtecutli, der Feuergott. Der letztere prägte der Opferform sein Gepräge auf: Gefangene wurden auf mächtigen Holzstößen geröstet und dann geopfert, wie am Feste Xocohuetzi.

Neben diesen speziellen Veranstaltungen hatten alle Feste viele gemeinsame Züge. Stets gingen ihnen eine bestimmte Anzahl von Fasttagen voraus, die von vier — bei den meisten Festen — bis achtzig — bei dem Panquetzaliztli schwankten. Das Fasten bestand darin, daß man täglich nur eine einzige Mahlzeit um die Mittagszeit zu sich nahm, und sich bei der Bereitung der Fastenspeisen des Salzes und des besonders beliebten Pfeffers enthielt. Die Nächte wurden mit Vorbereitungen, Tänzen und Gebeten hingebracht, und der geschlechtliche Verkehr war für diese Tage verboten. Die Feste selbst wurden durch die Ausschmückung der Tempel und Altäre eröffnet. Dieselbe geschah stets in feierlicher Weise, oft wurde das benötigte Material in festbestimmten Prozessionen aus Feld und Wald zusammengeholt. Alle Feste waren mit endlosen Tänzen verbunden, die manchmal mehrere Tage und Nächte hindurch ohne Unterbrechung fortgesetzt wurden. Ihr Charakter war ziemlich verschieden: bald waren es nur bestimmte Stände und Bevölkerungsgruppen, die daran teilnahmen, bald tanzte die ganze andächtige Menge in mehr oder minder kunstvollen Bewegungen durcheinander. An den Festen der Göttinnen wurden vielfach Tänze nur vom weiblichen Geschlechte aufgeführt, kaum daß ein alter Priester mitwirkte, um den Rhythmus anzugeben und die Bewegungen zu leiten. An anderen

Festen tanzten nur die Männer, besonders die Krieger, und die Häupter dieser Kaste waren bei den meisten Festen die eigentlichen Anführer. Wieder bei anderen Gelegenheiten nahmen zwar Männer und Frauen an den Tänzen teil, aber jeder Teil tanzte für sich, sei es Seite an Seite, sei es, daß die einen den inneren, die anderen den äußeren Kreis bildeten. Es fehlte aber auch nicht an Veranstaltungen, wo beide Geschlechter unter einander vermischt am Tanze teilnahmen. Tänze nach unserer Art gab es natürlich im alten Mexiko nicht, es waren rhythmische Bewegungen des Körpers oder einzelner Glieder desselben, die von großen Mengen gleichzeitig ausgeführt wurden. An manchen Tänzen aber gruppierten sich die Mitwirkenden in Rotten zu drei Personen in der Art, daß entweder ein Mädchen von zwei Männern, oder ein Mann von zwei Mädchen umringt war. Zur Teilnahme an diesen Tänzen waren vielfach nicht nur die Priesterinnen, die Jungfrauen der Festzüge und die Frauen der Reichen zugelassen, sondern auch die Dirnen, besonders die im Telpochpan lebenden Genossinnen der Krieger, waren bei den gemischten Tänzen fast immer dabei. Trotzdem wurde streng darauf geachtet, daß der Anstand während der Aufführungen nicht verletzt wurde; selbst der tapferste Krieger verfiel der Mißachtung, wenn er sich während der Tänze zu einer Verletzung der guten Sitte hinreißen ließ. Allerdings genossen die Tapfersten den Vorzug, daß sie ihre Mittänzerinnen um den Leib fassen durften, während die anderen sie nur an der Hand führten, aber selbst die Dirnen waren an solchen Tagen geheiligt, und vor jeder unkeuschen Berührung gefeit.

Die Musik spielte bei den Festen der Mexikaner eine große Rolle. Sie muß allerdings für moderne Begriffe wenig wohltönend gewesen sein, da man nur Muschelhörner, Hörner von Thon oder von Schildkrötenschalen, Thon- und Rohrflöten, und größere und kleinere Pauken kannte. Oft wurde auch nur mit dem Munde unter Zuhilfenahme der Finger gepfiffen. Manchmal war der Zweck der Musik schon erfüllt, wenn sie hinreichend Lärm verursachte, um das Stöhnen und Schreien der Opfer zu übertönen, oder wenn sie den Rhythmus zu den Massentänzen markierte; doch sollen auch, besonders auf den Flöten, wohlklingende Modulationen nach Art der Lieder nicht selten gewesen sein.

Ein unerläßliches Erfordernis jeden Festes waren die Aufzüge, bei denen die wunderbarsten Vermummungen eine wesent-

liche Rolle spielten. Wenn man sich in den Handschriften der Maya sowie der Nahua die Götterdarstellungen ansieht, so fällt deren maskenartige Kleidung sofort auf. Die Toiletten-Schilderungen der aztekischen Götter, die Seler aus dem aztekischen Texte des Sahagun veröffentlicht hat, zeigen uns, welche Wichtigkeit den einzelnen, stets mehr auffälligen als schönen Attributen beigemessen wurde. Mit den Gewändern der Gottheit wurden aber nicht nur die Priester, sondern meist auch die Opfer bekleidet. An den Prozessionen nahmen fast immer nicht nur die Priester des Gottes teil, dessen Fest gefeiert wurde, sondern meist schlossen sich ihm diejenigen aller anderen Götter an. Schon das mußte ein äußerst buntes Bild geben. Daneben waren aber immer noch andere kostümierte Figuren an den Aufzügen beteiligt. So die Krieger in Adler- und Tiegergewandung, oder die landschaftlich kostümierten Diener solcher Gottheiten, die nicht ursprünglich in Mexiko beheimatet waren; endlich jene feuerspeienden Schlangen, fledermausartigen Ungetüme u. a. m. Der Sinn für diesen mythologischen Mummenschanz ist durch die Christianisierung niemals gänzlich verdrängt worden; Reste davon haben sich noch bis heute in den religiösen Tänzen der Pueblo-Indianer von Neu-Mexiko und Arizona erhalten.

Ausnahmslos endeten alle Feste mit mehr oder minder ausgedehnten Trinkgelagen, und zwar gilt dies ebenso sehr von den Festen der Maya- als von denen der Nahuavölker. Das Pulque-Trinken war allerdings durch religiöse Gesetze verboten, besonders den jungen Leuten, und wer sich von diesen zu unrechter Zeit dabei ertappen ließ, der wurde allerdings außerordentlich strenge, gelegentlich sogar mit dem Tode bestraft. Allein wenn man bedenkt, daß die alten Leute und ebenso die bewährten Krieger fast immer, die weitesten Schichten der Bevölkerung an den regelmäßigen Feiertagen und nebenher bei allen außerordentlichen Gelegenheiten, wie Taufen, Hochzeiten, Siegesfesten u. dergl. sich dem schrankenlosen Genusse des berauschenden Trankes hingaben, so wird man die Mittelamerikaner der alten Kulturperiode kaum als eine besonders nüchterne Bevölkerung bezeichnen können. Der Rausch galt denn auch an den Festtagen keineswegs als etwas verpöntes, und den Beleidigungen und Verletzungen, die unter solchen Umständen nicht ausbleiben konnten, wurde keinerlei Bedeutung beigelegt. Die Feststimmung war für solche Gelegenheiten vorgeschrieben.

Außer den unbeweglichen Festen des bürgerlichen Jahres feierten sie nun aber noch eine größere Anzahl allerdings meist nur eintägiger Feste, die zwar eine bestimmte Stellung im Tonalamatl, dem rituellen Jahre, einnahmen, im bürgerlichen Jahre aber als bewegliche Feiertage erschienen. Sahagun zählt ihrer nicht weniger als vierzehn auf; außer den Gottheiten, die auch im bürgerlichen Kalender vertreten sind, begegnen wir hier auch dem Quetzalcoatl, den Pulque-Göttern, der Xochiquetzal und besonders, nicht weniger als drei Mal, den Cihuateteo, den Göttinnen des Unheils. Wenn aber die Feste des Tonalamatl mit den Monatsfesten zusammentrafen, so waren es, soweit nicht eine Verschmelzung aus religiösen Gründen angezeigt erschien, stets die ersteren, welche entweder vorausgenommen oder nachträglich gefeiert wurden; ein Beweis, daß die Feste des rituellen Jahres als die minder bedeutungsvollen angesehen wurden.

Eine eigentümliche Stellung nahmen die fünf letzten Tage des Jahres ein, die über die achtzehn zwanzigtägigen Monate überschossen. Sie wurden nur im rituellen Kalender gezählt, im bürgerlichen Jahre galten sie als nemontemi, als nichtig. Sie waren stets der Buße und dem Fasten geweiht, man betrachtete sie als besonders unheilbringend und hütete sich deshalb, an ihnen irgend etwas Bedeutungsvolles vorzunehmen, und wer an einem dieser Tage geboren wurde, der galt von vornherein als ein vom Schicksal Verfolgter, der entweder ein Taugenichts oder ein Unglücksvogel werden mußte.

Zu all den Festtagen kamen nun noch solche hinzu, die nicht alle Jahre, sondern nur in größeren Zeitabschnitten gefeiert wurden. Die Mexikaner feierten ein solches Fest, Atamalqualiztli genannt, in jedem achten Jahre zu Ehren des Gottes Tlaloc, mit der Nebenbedeutung, daß man die Lebensmittel, von denen man sich täglich nährte, versöhnen, und sich ausruhen lassen wollte. Es wurden deshalb an dem Feste selbst, und an den vorhergehenden acht Tagen nur einmal am Tage ungewürzte und ungesalzene Maisbrote gegessen. Den Glanzpunkt der Feier bildete ein Aufzug, bei welchem die wunderbarsten Verkleidungen angelegt wurden: die einen kamen mit den Abzeichen der Götter, die andern als Tiere, als Vögel, wieder andere in den Trachten fremder Völker, oder als Kranke, als Aussätzige und Syphilitische. Und mitten in dem Maskentanz galt es, aus einem Wasserpfuhl Frösche oder Schlangen nur mit dem Munde, ohne Hilfe der

Hände, herauszufischen und roh hinunterzuwürgen: wem dies zuerst gelang, der wurde besonders ausgezeichnet und mit Festspeisen reich beschenkt.

In noch größeren Zwischenräumen wurde das Fest des neuen Feuers gefeiert. Dieses war schon den Maya in alter Zeit bekannt. Sie zählten die größeren Zeiträume nach Katunes, d. h. nach Gruppen von zwanzig Jahren, und das Fest des neuen Feuers ist von ihnen wahrscheinlich zu Anfang jeder dieser Perioden begangen worden. Man lebte in der Vorstellung, daß die Welt zu Beginn eines solchen Zeitraumes erschaffen worden sei, und mit dem Ende eines solchen wieder untergehen werde. Die Maya haben wohl, wie die Mexikaner, den Anfang des neuen Katun mit der Erneuerung der heiligen Feuer und entsprechenden Zeremonien begangen; doch fehlen uns darüber nähere Angaben. Dagegen war ihnen der Brauch eigentümlich, gewissen heiligen Säulen ihrer Tempelbezirke für jeden Zeitraum von zwanzig Jahren einen neuen Stein hinzuzufügen, so daß man an diesen steinernen Monumenten die Zahl der verflossenen Katunes ablesen konnte.

Sahagun schildert uns wider eingehend und anschaulich, wie bei den Mexikanern der Anbruch eines neuen Jahrescyklus begangen wurde. Sie rechneten mit wesentlich längeren Perioden, als die Maya, denn ihr Jahrescyklus umfaßte 52 bürgerliche Jahre, und man hat die Vermutung ausgesprochen, daß dieser besondere Anlaß benutzt worden sei, um durch Schalttage die in diesem Zwischenraume schon recht bemerklich gewordene Differenz zwischen dem bürgerlichen Jahre von 365 Tagen und dem wirklichen Sonnenjahre auszugleichen. Jedenfalls war der Eintritt eines neuen Jahrescyklus im Leben der amerikanischen Völker ein Ereignis von außerordentlicher Bedeutung, dessen Feier alle Schichten der Bevölkerung in Bewegung setzte. Es ging der Glaube, daß als Vorzeichen des in Aussicht stehenden Weltunterganges es dermaleinst in der Nacht zu dem ersten Jahre der neuen Periode nicht gelingen werde, das heilige Feuer zu entzünden. Wenn dies einträte, so würde sich auch die Sonne nicht mehr über den Horizont erheben, und die in nächtige Finsternis gestürzte Erde werde ihrem Untergange zueilen. Deshalb konzentrierte sich naturgemäß das gesamte öffentliche Interesse um die Gewinnung des neuen Feuers. Diese Prozedur wurde vorgenommen auf einem Berge, der einige Kilometer südlich von Mexiko an der Grenze gegen Itztapalapan und Colhuacan gelegen war.

Wenn am letzten Tage des alten Cyklus die Sonne zur Rüste ging, dann zogen, festlich geschmückt, aber langsam und lautlos die Priester aller Gottheiten aus der Hauptstadt hinaus zu dem heiligen Berge, auf dessen Gipfel sie kurz vor Mitternacht eingetroffen sein mußten. Sobald das Gestirn der Pleiaden den Zenith erreicht hatte, galt der Moment für die heilige Handlung als gekommen. Dem Priester von Calpulco lag es ob, vermittelst zweier Stücke trockenen Holzes, die schnell und andauernd nach Art eines Bohrers gegeneinander gerieben wurden, auf der Brust eines auserlesenen Gefangenen, den man zu diesem Zwecke mit hinaufgeführt hatte, den Funken zu erzeugen, mit dem das neue Feuer, ein wohlvorbereiteter mächtiger Holzstoß, entzündet wurde. Sobald die Flamme emporzüngelte, wurde dem Opfer die Brust geöffnet, um zunächst das Herz, dann aber den ganzen Körper desselben von dem neugewonnenen Feuer verzehren zu lassen.

In weitem Umkreis harrte das Volk in banger Erwartung des Augenblickes, wo das Aufflackern des Holzstoßes auf dem heiligen Berge ihm den Anbruch eines neuen Zeitraumes verkünden werde. Schon zuvor hatte man sich für die neue Zeit vorbereitet, indem man das ganze Haus erneuerte: die alten Gewänder wurden abgelegt, die alten Geräte wurden weggeworfen, selbst die alten Fetische wurden aus dem Hause entfernt, in dessen unheimlichen Räumen kein Mensch diese Nacht zuzubringen wagte. Auf den Dächern, auf den Straßen und Plätzen harrte man dem Aufleuchten des neuen Lichtes entgegen. Und sobald es sich zeigte, wurde es durch ein allgemeines Opfer begrüßt. Es war Pflicht eines jeden, und selbst die kleinsten Kinder und die ältesten Greise waren davon nicht ausgenommen, sich in diesem Augenblicke ein paar Tropfen Blutes entziehen zu lassen, die man vorläufig dem neuen Lichte entgegenstreckte, bis man sie später von dem neuen Feuer verzehren lassen konnte. Auf dem heiligen Berge warteten die rüstigsten Männer und Jünglinge darauf, das neuentzündete Feuer in raschestem Laufe allen Ortschaften des Umkreises zukommen zu lassen. In heiligem Wetteifer stürzten sie davon, die einen zu den Tempeln der Götter, um zunächst vor diesen die heiligen Opferflammen neu erstehen zu lassen, die anderen zu den Dörfern und Häusern ihrer Mitbürger, die, einander bereitwillig aushelfend und mitteilend, in jedem Hause, auf jedem Herde das Feuer wieder aufleben ließen, das bis zum Abschluß der nächsten 52 Jahre nicht wieder ver-

löschen sollte. Nachdem man dann auch den neuen Göttern seine Opfer dargebracht hatte, überließ sich ein jeder der festlichen Freude, die sich in der üblichen Weise in Tänzen, Aufzügen und in endlosen Gelagen äußerte.

5. Private Kulthandlungen.

Allein nicht nur das Leben des ganzen Volkes wurde von den religiösen Vorstellungen und kirchlichen Kulthandlungen stark beeinflußt, sondern auch in das Leben jedes einzelnen griffen dieselben allenthalben ein, und zwar geschah dies vor allem mit Hilfe der religiösen Mantik. Jeder einzelne Tag des Tonalamatl stand ja unter dem Zeichen einer bestimmten Gottheit und hatte um deswillen eine besondere Vorbedeutung. Aber in ähnlicher Weise nahm man auch an, daß jede der dreizehntägigen Wochen, jeder der zwanzigtägigen Monate, jedes Viertel des rituellen und des bürgerlichen Jahres und endlich auch jedes Jahr, jede Periode bestimmten mythologischen Einflüssen unterlag, die einander durchkreuzend, bald hemmend bald fördernd, eine Mannigfaltigkeit in den Einwirkungen der höheren Mächte herbeiführten, die sich einerseits der Erkenntnis des Uneingeweihten vollkommen entzog, und andrerseits gerade durch ihre Vielgestaltigkeit es den Wahrsagern außerordentlich erleichterte, ihre Aussprüche so zu gestalten, daß sie, es komme, was da wolle, niemals einer direkten falschen Voraussage bezichtigt werden konnten.

Diese Mantik griff vielfach in das öffentliche Leben ein. Jedem neubeginnenden Jahre mußten die Priester sein Prognostikon stellen, und dasselbe blieb keineswegs ohne Einfluß auf die Pläne und Entschlüsse der Regierung. Jede wichtigere Staatshandlung wurde damit eingeleitet, daß man zunächst von den Auguren den günstigsten Zeitpunkt für ihre Inangriffnahme ermitteln ließ. Es wurde kein Kriegszug unternommen, ohne daß die Priester zuvor erklärt hätten, daß die Zeichen einen günstigen Ausgang hoffen ließen. Freilich teilten die Orakelsprüche mit denen der alten Welt die Eigentümlichkeit, daß ihr Sinn dunkel genug gehalten war. Wir können dies aus eigener Anschauung beurteilen, denn die spanischen Chronisten haben uns eine kleine Anzahl der berühmtesten Prophezeiungen von alten Weisen des Mayalandes überliefert. Diese beziehen sich merkwürdigerweise vorwiegend auf bevorstehendes Mißgeschick, und es ist ja bekannt, daß der

Glaube an die Ankunft fremder Götter oder Menschen, die einen Umsturz aller Ordnung herbeiführen würden, unmittelbar vor der Eroberung von Mexiko sowohl bei den Maya- als auch besonders bei den Nahuavölkern weit verbreitet war.

Diese Mantik machte nun aber ihren Einfluß auch in der mannigfaltigsten Weise auf das Leben des Einzelnen geltend. Sobald ein Kind geboren worden war, beriefen die Eltern den Priester und ließen sich von ihm aus den verschiedenen mythologischen Einflüssen, die zur Zeit seiner Geburt wirksam waren, das vermutliche Lebensschicksal des kleinen Weltbürgers verkünden. Nach einigen Jahren fand dann eine weitere Zeremonie statt. Nach dem dritten aber vor dem zwölften Lebensjahre pflegten bei den Maya alle Kinder einer Art von Segnung unterzogen zu werden, die von den Missonaren und Chronisten als Taufe bezeichnet wird. Sie wurde von den Priestern alle drei Jahre vorgenommen, aber nicht für ein einzelnes Kind allein, sondern stets für eine größere Anzahl solcher zusammen, und war von festlichen Veranstaltungen begleitet, welche von den Eltern aller beteiligten Kinder ausgerichtet wurden. Ein unmittelbarer Zwang dazu bestand nicht, und so kam es, daß die einen Kinder noch in den ersten Lebensjahren standen, während die anderen schon fast dem Kindesalter entwachsen waren, wenn diese sogen. Taufe an ihnen vollzogen wurde. Es soll aber nicht vorgekommen sein, daß jemand ohne diese voraufgegangene Zeremonie sich vermählte. Aufgabe des amtierenden Priesters war es, für die heilige Handlung einen günstigen Tag zu ermitteln. An diesem wurde die Festversammlung in das Haus dessen geladen, der sich zum Patron der Feier hatte erwählen lassen, und der erste Teil des Aktes bestand in der Reinigung und Sühnung des Hauses. Nachdem diese vollzogen war, wurde jedes einzelne Kind auf der Stirn, und an den Händen und Füßen mit duftendem Wasser gesalbt. Eine Reinigungszeremonie war jedenfalls damit gemeint; wenn aber die spanischen Missionare darin das Dogma von der Erbsünde und von der Wiedergeburt in der Taufe zu erkennen glaubten, so schießen sie damit weit über das Ziel hinaus.

Auch bei den Mexikanern bestand eine der Taufe ähnliche Zeremonie, die aber an jedem einzelnen Kinde bald nach der Geburt vollzogen wurde. Eigentlich sollte sie am vierten Tage vorgenommen werden, allein um einen glückbringenden Tag dafür

zu gewinnen, wurde sie oft etwas weiter hinausgeschoben. Sie wurde von demjenigen Medizinweibe vollzogen, welches bei der Geburt als Hebamme fungirt hatte, und bestand darin, daß das Neugeborene bei Sonnenaufgang im Hofe des Hauses dem Quetzalcoatl, der Chalchihuitlicue und der Sonne dargebracht wurde, indem man ihm mit Wasser zunächst die Lippen, die Brust und den Kopf netzte, dann aber den ganzen Körper abrieb. Dabei wurde dem Kinde ein Name beigelegt; war es ein Knabe, so wurde er mit Miniatur-Waffen gerüstet, war es ein Mädchen, so wurden ihm die verkleinerten Werkzeuge weiblichen Fleißes übergeben, indem man dazu die Götter anrief, sie brav und tüchtig zu machen. Das übliche Gelage machte der Feier ein Ende.

Eine weitere Zeremonie wurde mit den Kindern einige Jahre später vorgenommen. In jedem vierten Jahre wurden alle in der Zwischenzeit geborenen Kinder im Tempel versammelt, wo ihnen ein Priester, unter allerlei Sühnungszeremonien, welche an die Taufe der Maya erinnern, die Ohrlöcher durchbohrte. Sie wurden damit als dem Säuglingsalter entwachsen erklärt; die Knaben wurden demnächst den Erziehungshäusern, dem calmecac oder dem telpochalli anvertraut, während die Mädchen im Hause von der Mutter nunmehr in den weiblichen Verrichtungen unterwiesen wurden.

Alle Jünglinge blieben von der frühesten Jugend bis zu ihrer Vermählung dem elterlichen Hause fern, und wurden gemeinsam erzogen, und zwar war dies ebenso sehr bei den Maya wie bei den Mexikanern üblich. Wenn sie dann zu Jahren gekommen waren, bemühten sich die Eltern, für den Jüngling eine Gattin ausfindig zu machen. Bei den Maya gab es in jedem Orte Persönlichkeiten, welche offiziell als Heiratsvermittler dienten. Sie stellten zunächst das prinzipielle Einverständnis der beiderseitigen Verwandten fest, von denen dann die endgiltigen Abmachungen vereinbart wurden, während die jungen Leute gar nicht um ihre Ansicht befragt wurden. Die Hochzeit war nur ein großes Gelage, an dem zwar auch ein Priester teilnahm, aber ohne besondere Zeremonien für die Neuvermählten. Zu demselben wurde das Haus reich mit Blumen geschmückt, Musik gemacht, und so reichlich gegessen und getrunken, daß es vielfach mit allgemeiner Trunkenheit endete. Der junge Gatte trat dann zunächst in die Dienste seines Schwiegervaters, um sich sein Weib zu verdienen, und wurde oft erst nach einer Reihe von Jahren selbständig.

Ähnlich, aber doch etwas feierlicher, gestaltete sich die Hochzeit bei den Mexikanern. Auch hier wurden die Abredungen für die Ehe von den Eltern getroffen; die Vermittelung aber wurde von gewissen alten Frauen besorgt, und war ziemlich umständlich, denn es war üblich, daß die Eltern der Braut sich mehrere Tage lang bitten ließen, ehe sie in die Ehe willigten. Mittlerweile war der Bräutigam aus dem Junggesellenhause in das Elternhaus zurückgeholt worden, indem man seinen unmittelbaren Erziehern und Genossen ein Fest gab, und nunmehr konnte der Priester benachrichtigt werden, um einen segensreichen Tag für den Vollzug der Ehe auszuwählen. Das Festgelage begann fast schon mit dem frühen Morgen, und endete gegen Abend damit, daß eine kräftige Matrone die Braut wegholte und, in ein großes Tuch eingewickelt, in das Haus des zukünftigen Gatten trug. Dorthin folgte ihr die ganze Festversammlung mit den Geschenken, die dem jungen Paare bestimmt waren. Unter diesen waren die wichtigsten ein Gewand für die Braut und eine Umhängedecke für den Bräutigam; in dem Augenblicke, wo diese dem Paare angelegt und von den Vermittlerinnen mit einem Zipfel zusammengeknotet worden waren, galt die Ehe als geschlossen. Nunmehr entfernten sich alle Gäste, nur die Vermittlerinnen hatten das Recht, die ganze Nacht vor der Thür des Brautgemaches zu wachen und zu zechen. Den endlichen Abschluß fanden die Feste erst am vierten Tage; bis dahin hielt der junge Gatte für alle Verwandten offenes Haus. Dann aber ward die Decke, auf der die Gatten bis dahin geschlafen, unter gewissen Zeremonien aus dem Brautgemach auf den Hof gebracht und gereinigt, und nunmehr nahm das Leben wieder seinen alltäglichen Gang.

Wie der Eintritt in das Leben, so war auch der Ausgang aus demselben mit besonderen, auf den religiösen Vorstellungen beruhenden Zeremonien verbunden. Auch die Totengebräuche, obwohl im einzelnen bei den verschiedenen Völkerschaften von einander abweichend, bekunden in den grundlegenden Auffassungen die Einheitlichkeit der mittelamerikanischen Kultur. Wenn sich an dem Kranken alle Mittel und Zauber der Medizinmänner als erfolglos erwiesen hatten, so erwarteten die Angehörigen in dumpfer Trauer den Augenblick des Ablebens. Die nächsten Tage waren der Totenklage gewidmet; inzwischen wurde der Leichnam gereinigt und zu der großen Reise gerüstet, die er nach der landläufigen Ansicht vor sich hatte. Man füllte ihm den Mund

mit Maismehl, damit er nicht verhungere, und gab ihm etwas Cacaogeld oder einen kostbaren Stein mit, damit er unterwegs bezahlen könne. Außerdem stattete man ihn mit den Geräten seines Standes aus, die ihm im Leben gedient hatten. Die Form des Begräbnisses war verschieden. Die gewöhnlichen Leute bestatteten die Toten in oder unmittelbar neben dem Hause, welches sie bewohnt hatten, und welches nach dem Tode des Besitzers dem Verfall überlassen wurde. Die Bemittelteren verbrannten ihre Toten, und verwahrten deren Asche in Thongefäßen von der einfachsten Art bis zu solchen von figürlicher Form, deren Öffnung am Hinterkopfe der Figur durch die dem Toten abgezogene Skalphaut verschlossen wurde. Die höheren Würdenträger sind vielfach in den Tempeln oder in den Tempelhügeln beigesetzt worden. In den Maya-Ruinenstätten hat man wiederholt solche Gräber aufgefunden, teils in verschütteten Gemächern, über denen man neue Bauten aufgerichtet hatte, teils in den Seiten der Tempelhügel. Die Beigaben, die dabei zutage gefördert worden sind, haben sich aber nur selten als reichhaltiger und interessanter erwiesen.

Bei den Mexikanern wurden die Toten wohl ziemlich allgemein verbrannt. Dieser Zeremonie aber gingen umfängliche Vorbereitungen voraus. Nach seinem Ableben wurde der Tote mit Hülfe des zähen Magueypapiers zu einem Bündel zusammengeschnürt. Die Kniee wurden gegen die Brust, die Arme fest an den Körper gebunden. Dann goß man ihm einige Tropfen Wasser über den Kopf und gab ihm ein kleines Gefäß mit für seine Reise, denn die Vorstellung, daß der Tote eine weite gefahrvolle Reise bis zum Orte seiner Bestimmung zu machen habe, herrschte auch hier. Man gab ihm deshalb nicht nur einen Stein, wohl als Münze, in den Mund, sondern man wickelte auch eine Anzahl verschiedener Papiere mit in den Totenballen, deren jedes als Passierschein für eine andere Art der Gefahren im Jenseits zu dienen bestimmt war.

Im allgemeinen glaubte man, daß die Seele des Toten die ersten vier Tage noch in der Nähe seines Körpers weile, und von all dem Kenntnis nehme, was mit ihm geschehe. Dann erst trat sie ihre Wanderung an in das Reich Mictlantecutlis, das aber als dauernder Aufenthalt der Toten nur in beschränkter Weise gedacht gewesen zu sein scheint. Die Mexikaner nahmen an, daß den Menschen im Jenseits ein verschiedenes Schicksal bevorstehe je nach der Art ihres Todes. In das Reich der Unterwelt wan-

derten nur diejenigen, welche der Tod in Alter und Krankheit ereilte. Ihnen vor allen stand die gefahrvolle Wanderung bevor, für welche der Leichnam ausgestattet wurde. Sie wurde angetreten, nachdem die Seele vier Jahre lang in Mictlan, dem Totenreiche, gerastet hatte, und führte zwischen zwei Bergen hindurch, die alles zwischen ihnen Befindliche zermalmten, vor der alles verschlingenden Schlange vorüber, durch acht Einöden, über acht Berge hinweg, und dann besonders durch den Wind der Messer. Um diesem widerstehen zu können, mußten dem Toten die Kleider und Rüstungsstücke, die er im Leben getragen, und die Geräte, deren er sich bedient, ins Jenseits folgen, was man damit zu erreichen glaubte, daß man alles zusammen vor der Leiche verbrannte. Endlich gelangte der Tote an die gefahrvollste Passage, den neunfachen Strom. Um diesen durchschwimmen zu können, mußte ihm ein roter Hund als Führer und Begleiter dienen, und man verbrannte deshalb auch ein solches Tier für jeden Verstorbenen. Der Hund gelangte zunächst allein an das jenseitige Ufer des neunfachen Stromes; wenn jedoch sein Herr am anderen Ufer erschien, dann sollte er ihn erkennen, ihm entgegenschwimmen, und auf ihn gestützt sollte er durch den Strom hindurch in ein Land des Friedens eingehen.

Dies war aber keineswegs ein Paradies. Dorthin und zwar in das Paradies der Tlaloques, in dem ein ewiger Überfluß der ausgesuchtesten Speisen und Getränke herrschte, kamen nur diejenigen, die vom Blitze erschlagen, im Wasser ertrunken waren, oder an gewissen Krankheiten gelitten hatten, denen man einen göttlichen Ursprung beimaß, wie der Aussatz, die Syphilis oder die Wassersucht. Diese Toten wurden auch nicht verbrannt, sondern begraben. Auch ihnen aber gab man bunte Papiere und einen Wanderstab mit auf den Weg.

Das herrlichste Schicksal endlich war denen beschieden, die im Kampfe gefallen waren, oder die als Opfer der Götter in irgend einer der oben beschriebenen Formen den Tod erlitten hatten. Sie gelangten in denjenigen Himmel, in welchem die Sonne ihren täglichen Kreislauf verrichtet. Sie lebten dort auf einer ewig grünenden Wiese und begrüßten an jedem neuen Morgen das aufgehende Gestirn durch das Zusammenschlagen ihrer Waffen, um ihm dann bis zum Mittagspunkte das Geleite zu geben. In denselben Himmel gelangten auch die geopferten Frauen, und diejenigen, die im Kindbette den Tod erlitten. Aber

die weiblichen Himmelsbewohner hielten sich auf der abendlichen Hälfte der Sonnenbahn auf; sie empfingen dieselbe dort, wo die Krieger sie verließen, und geleiteten sie, bis sie am Horizonte versank. Diese Himmelsfreude hatte übrigens nach Ansicht der Mexikaner keine ewige Dauer, sondern die dort Hausenden wurden nach Ablauf von vier Jahren in leuchtende Blumen und schillernde Vögel verwandelt, und kehrten als solche zur Erde zurück. Über ihr ferneres Schicksal scheinen bestimmte Vorstellungen nicht bestanden zu haben.

Schlusswort.

In dem ganzen mittelamerikanischen Kulturkreise hat, trotz aller landschaftlichen Abweichungen, nur diese eine Religion bestanden, deren wesentliche Züge in dem vorausgehenden dargelegt sind. Es bestanden wohl zwischen den Priesterschaften verschiedener Gottheiten Differenzen, die bis zu einem bewußten Gegensatze führten; so besonders in Mexiko zwischen den Anhängern Huitzilopochtlis und denjenigen des Quetzalcoatl. Aber während z. B. auf dem Boden des alten Peru zwischen der Sonnenreligion der Inka und den Kulten von Pachacamak, von Huanchar, von Tiahuanaco ein systematischer Gegensatz der Grundvorstellungen obwaltete, so lag in Mittelamerika nur eine in landschaftlichen Verschiedenheiten begründete Modifikation ein und derselben religiösen Grundanschauungen vor, auf der sich ebenso sehr der Kultus des Quetzalcoatl als derjenige des Huitzilopochtli aufbaute. Man kann es deshalb auch nicht als einen Akt des Skeptizismus und des religiösen Fortschrittes ansehen, wenn sich Montezuma nach Ankunft der Spanier auf dem Boden seines Reiches vorübergehend von dem Blutkulte Huitzilopochtlis abwandte, und sich der unblutigeren Verehrung Quetzalcoatls zukehrte, weil er in dem Erscheinen der weisen Männer, die über das östliche Meer gekommen waren, eine Bestätigung der alten priesterlichen Prophezeiungen dieses Gottes zu sehen meinte. Die Herrschaft der Azteken, deren Kulturniveau im allgemeinen hinter dem der vorgeschrittensten Stämme der Nahuavölker unbedingt erheblich zurückstand, hatte auch auf religiösem Gebiete einen Rückfall in die Zeit einer intoleranteren minder aufgeklärten Religionsanschauung herbeigeführt.

Trotzdem hat es im mittelamerikanischen Kulturbereiche nicht ganz an einer geistigen Bewegung gefehlt, die das Unbe-

friedigende der bestehenden verhältnismäßig rohen Naturreligion erkannte, und an ihre Stelle zwar nicht in klarer Erkenntnis ein veredelteres neues Religionssystem setzen wollte, die aber aus dem Zweifel an dem Bestehenden die Notwendigkeit einer weitgehenden Duldung abweichender Glaubensvorstellungen folgerte, und zu praktischer Durchführung brachte. Der Sitz dieser erleuchteteren Auffassungen war aber nicht das kriegerische Mexiko-Tenochtitlan, sondern das in der Pflege friedlicher Kunst und Weisheit blühende Tezcuco. Die Regierungszeit des Königs Nezahualcoyotl von Tezcuco muß überhaupt als der Glanzpunkt der Kulturentwickelung auf dem von Nahua-Völkern bewohnten Boden angesehen werden, der um ein Jahrhundert zur Zeit der spanischen Eroberung bereits überschritten war. Nezahualcoyotl hatte zwar in keiner Weise die offizielle Religion beeinflußt oder beiseite geschoben; allein er hatte für seine Person kein Hehl daraus gemacht, daß ihm der Staatskultus nur eine unwesentliche Form bedeute, über deren Notwendigkeit oder Verdienstlichkeit sich jeder seine eigene Ansicht zu bilden berechtigt sei. Er selbst betete nur zu dem einen Gotte, von dem er das gesamte Weltall geordnet und geleitet wähnte, und dessen Dienst vor allem in einer auf sittlichen Grundlagen ruhenden Lebensführung bestehen müsse. Diese erleuchteten Ideen, die dem gesamten geistigen Fortschritt der Menschheit auf allen Kulturgebieten zu Grunde gelegen haben, sind also, wenn auch unklar und schüchtern, auch im Bereiche der mittelamerikanischen Kultur bereits zum Ausdruck gelangt. Wenn auch die geschichtliche Entwickelung ihnen zunächst keine Aussicht auf weiteres Umsichgreifen eröffnet hat, so ist doch mit Sicherheit anzunehmen, daß, ohne das Eingreifen der Spanier, auch dort dereinst eine Revolution auf religiösem Gebiete unausbleiblich geworden wäre. Denn der geistige Fortschritt, wenn er erst bis zur Erkenntnis der Unhaltbarkeit des Bestehenden gelangt ist, läßt sich wohl mit den Mitteln einer mächtigen und zahlreichen Priesterschaft durch offizielle Religiosität hemmen und niederhalten, ganz unterdrückt und beseitigt werden aber kann das Samenkorn des geistigen Fortschrittes niemals.

Inhalt.

Seite

Vorwort 5

I. Die Götter.

1. Der mittelamerikanische Kulturkreis und seine Religion . . 7
2. Die Götter der Weltschöpfung 24
3. Die Sonnengötter 31
4. Die übrigen Himmelsgötter 51
5. Die Gottheiten der Erde 60
6. Gottheiten der Sterne und Himmelsrichtungen 75
7. Gottheiten des Erdinnern und der Unterwelt 82
8. Symbolische Tiere 87
9. Phallus-Verehrung 96

II. Der Kultus.

1. Tempel und Götterbilder 99
2. Die Priesterschaft 106
3. Die Opfer 117
4. Das festliche Jahr 130
5. Private Kulthandlungen 145

Schlußwort 153

2/32 Basel

Princeton Theological Seminary Library
1 1012 01617 9402